

„Wir wollen niemals auseinandergehn"
In diesem Film spielt die weibliche Hauptrolle Vivi Bach

PRISMA UNSERER TAGE

Die Auszeichnung

Von Ägyptens Staatschef Gamal Abd el-Nasser wird eine interessante Pointe bekannt. Er will Männern, die sich besonders verdient gemacht haben, nicht mehr einen Orden schenken, sondern Krawatten, die er selber zumindest eine Woche lang getragen hat. Wie heißt es im „Faust“: „Schenk mir ein Halstuch von deiner Brust, ein Strumpfband meiner Liebeslust...“ Nun, dies war amourös gemeint; in dem Fall, von dem hier die Rede ist, geht es um eine Auszeichnung höchst ernster Natur. Aus ihr läßt sich aber auch ersehen, wie sich die Zeiten geändert haben. Einst wurde den Bösen der Strick um den Hals gelegt, jetzt bekommen die Guten den Selbstbinder. Das Dumme ist nur, bei einem Orden weiß man gleich, wie und wieso und manchmal sogar wofür. Die Krawatte aber ist nicht auf den ersten Blick als Geschenk des höchstgestellten Herrn im Land zu erkennen. Da muß noch etwas geschehen.

Licht-Spiele

In einer süddeutschen Kleinstadt haben sich die Budenbesitzer des Weihnachtsmarktes über die neue Beleuchtung des Marktplatzes beschwert. Daß Käufer und Verkäufer gelblich-bleiche Gesichter haben, wenn sie von den neuen Lampen angestrahlt werden, wird nicht beanstandet, wohl aber, daß die Apfelsinen wie Zitronen aussähen und daß die Kunden zweifelnd auf die Käsestücke zeigten und fragten, ob das Käse oder Kalk sei. Offenbar wollten die Budenbesitzer einen Markt, so wie er auf den Weihnachtskarten zu sehen ist, wo an den Buden Laternen hängen und wo die Menschen in dicken Mänteln und Pelzmützen gehen und ihre vor Frost zitternden Hände in Fausthandschuhen verstecken. Das ist die Phantasie. Und die Wirklichkeit? In den Wochen vor Weihnachten regnete es, und es gab noch Rosen im Freien. Man kann es nicht jedem recht machen, weder mit dem Wetter, noch mit dem Licht, noch mit dem Geschäft. Mond und Windlichter genügen heute nicht mehr. Tag und Nacht sind längst nicht mehr streng geschieden. Seit Jahren schon werden Fußballspiele mit einem weißen Ball bei Flutlicht ausgetragen. In Amerika hat jemand vorgeschlagen, die Golfplätze zu beleuchten, damit auch in der Dunkelheit gespielt werden könne. Phosphoreszierende Golfbälle sollen verwendet werden. Man kann bei diesem Vorschlag nur schaudern. In einem der schönsten Gedichte Hölderlins heißt es: „Die Schwärmerische, die Nacht kommt.“ Das stimmt nicht mehr. Wir sind dabei, die Nacht abzuschaffen, und zwar mit einem Licht, bei dem der Käse wie Kalk aussieht.

Der schwarze Papagei

Nachdem das Fernsehen zum zweitenmal den „Raub der Sabinerinnen“ gesendet hat, weiß nachgerade jedes Kind, welche unheilvolle Rolle in diesem Stück einem Papagei in die Schuhe, Verzeihung, in den Schnabel geschoben wird. Jetzt probt das Fernsehen ein neues Stück, in dem ein Papagei auftritt und nicht nur unsichtbar hinter der Szene herumgeistert. Dieser Papagei wurde aus dem Zoo geholt. Er leuchtete in seiner prächtigen Buntheit. Aber gerade das war den Kameraleuten nicht recht. Es wurde also angeordnet, die Farben des Vogels zu dämpfen. Ein Anstreicher holte den Papagei und strich ihn schwarz an. Niemand scheint etwas dabei gefunden zu haben — außer dem Zoodirektor, der die Schwarzmalerei gar nicht komisch fand. Schon vorher hatte das Fernsehen von ihm einen Elefanten geliehen und diesen weiß angestrichen. Weiße Elefanten sind äußerst selten und gelten in Indien als heilig. Der Elefant, dessen dicke Haut schon allerhand aushält, war durch die weiße Farbe „aufgewertet“ worden — wenigstens vorübergehend. Ein schwarzer Papagei aber verfällt dem Hohn seiner Artgenossen und der Zoo-Besucher. Wahrscheinlich ist das Wort „schwarz“ beim Fernsehen in den letzten Wochen so oft gefallen, daß selbst die Anstreicher nur noch schwarz sehen. Der erste Leidtragende ist der schwarzgestrichene Papagei.

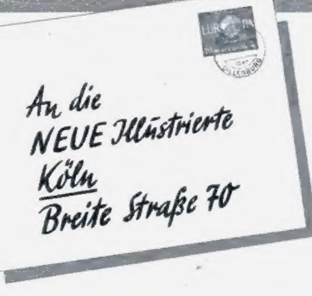
NEUE JLLUSTRIERTE



Der Zweck heiligt nicht immer die Mittel:

Vergeblicher Kniefall?

Das Flugzeug ist voller Waffen und Munition. Es ist die erste Maschine der „Roten Luftbrücke" nach Laos. Unter dem Vorwand der Wirtschaftshilfe versorgten die Sowjets den putschenden Fallschirmjäger-Hauptmann Kong Le mit Tötungsmaterial. UdSSR-Botschafter Abramow (rechts) folgte dem Motto: „Der Zweck heiligt die Mittel." Er beugte die Knie, faltete die Hände und fügte sich so dem buddhistischen Begrüßungs-Ritus. „Eine nutzlose, heuchlerische Geste", triumphierten seine Gegner beim Anblick dieses Bildes, „wir werden die Roten trotzdem verjagen!" Es scheint, als sollten sie recht behalten.



NEUE ILLUSTRIERTE Nr. 51 Großes Geld in kleinen Händen

Über Ihre Geld-Reportage habe ich nur den Kopf geschüttelt. Ich bin selbst Mutter von zwei Kindern. Beide gehen aufs Gymnasium, und da mein Mann nur einfacher Beamter ist, können Sie sich vorstellen, daß wir keine großen Sprünge machen können. Unsere Kinder bekommen beide im Monat zwei Mark Taschengeld, womit sie auskommen müssen. Und sie kommen aus! Es mag zwar unwahrscheinlich klingen, aber sie sparen davon sogar noch für Geschenke. Eltern, die ihre Kinder praktisch dazu erziehen, den Wert des Geldes nicht mehr zu erkennen, geschieht es meiner Meinung nach ganz recht, wenn sie eines Tages erkennen müssen, daß ihr „Herzblatt" auf die schiefe Bahn geraten ist.

Erika Moll, Bensberg bei Köln

*

Nur die Erwachsenen sind schuld, wenn Kinder zu früh an den Wert oder Unwert des Geldes gewöhnt werden. Bei uns im Rheinland gibt es eine hübsche alte Sitte am Vorabend des Martinstages: Die Kinder ziehen mit beleuchteten Fackeln singend vor die Häuser und heischen mit eindeutigen Liedern Geschenke. In meiner Jugend war's noch so, daß die Jungen sich aus Rüben die Fackeln selbst schnitzten, Lichter aus Talgresten machten und die Rübe dann auf einen Stock steckten. Die Kommerzialisierung dieses schönen Brauches setzte ein, als die Händler fertige Fackeln bereithielten. Jetzt schon mußten die Alten berappen. Heute nun ist es schon so weit gekommen, daß die erwachsenen Spender zu faul oder zu gedankenlos sind, die üblichen Nüsse oder Äpfel als Geschenke für die Martinssänger bereitzuhalten. Sie greifen einfach in die Tasche und holen Geldmünzen heraus. Kein Wunder, daß die Kleinen heute schon auf Äpfel und Nüsse pfeifen und Geld haben wollen, um ins Kino zu gehen.

Franziska Kerner, Köln-Dellbrück

NEUE ILLUSTRIERTE Nr. 47 Geschichten von heute

Ich finde dieses Urteil des Oberlandesgerichts in Bremen über „Schlägereien in Duell-Form vor einem Tanzlokal auf Verabredung" hinsichtlich der erklärten Straflosigkeit insofern sehr bemerkenswert, als doch z. B. Mensuren von Studenten schlagender Verbindungen andererseits von Gesetzes wegen unter Strafe gestellt sind.

Ernst Deckl, Memmingen / Allgäu

NEUE ILLUSTRIERTE Nr. 49 Die Hundegräfin

Eine Nachricht, die Sie und Ihre Leser sicherlich erfreuen wird. Von meiner Tochter, die in Texas/USA mit einem Amerikaner verheiratet ist, erhielt ich einen Brief. Meine Tochter schreibt mir, daß Ihr großer Bericht über die Hundegräfin in Salzburg auch in Amerika viele Freunde gefunden hat. Eine alte Frau (sie möchte ihren Namen nicht genannt haben) übersandte dem Bürgermeisteramt der Stadt Salzburg einen Scheck über 25 Dollar; das sind rund 105 DM. Sie will mit dieser Spende Frau Friesl eine Weihnachtsfreude machen. Wie ich jetzt erfahren habe, hat Frau Friesl das Geschenk schon bekommen.

Mizzi Pixner, Salzburg-Parsch

NEUE ILLUSTRIERTE Nr. 51 „Die Augenzeugen"

(Prisma unserer Tage)

UNTER DER ÜBERSCHRIFT „DIE AUGENZEUGEN" SUCHT HERR ORSON WELLES AUGENZEUGEN DES ATTENTATS VON SARAJEWO. EINEN SOLCHEN GIBT ES, UND ZWAR DEN SCHUTZMANN, DER DIE ATTENTÄTER STELLTE UND DER AUCH AUF DEM HISTORISCHEN BILD ÜBER DAS ATTENTAT ABGEBILDET IST. DER BETREFFENDE SCHUTZMANN LEBT NOCH.

KURT AHLHEIM, KLEVE

NEUE ILLUSTRIERTE Nr. 50 Wußten Sie das, Herr Minister?

Ich wohne bereits drei Jahre hier in Paris, wo ich für eine amerikanische Flugzeugfirma tätig bin. Da ich ein regelmäßiger Leser Ihrer Illustrierten bin, ist mir Ihr Artikel „Wußten Sie das, Herr Minister?" aufgefallen. Ein französischer Freund von mir — er ist Vater von zwei kleinen Kindern im Alter von 2 Jahren und 3 Wochen — hat sich mit mir zusammengesetzt, und wir haben zwei Tage dazu benötigt, dieselbe von Ihnen aufgeführte Liste, aber in französischen Preisen, zusammenzuzählen. Da sämtliche Artikel in Frankreich teurer als in Deutschland sind, ist das französische Baby bei weitem teurer als das deutsche. Der Gesamtpreis der von Ihnen aufgeführten Artikel, welcher in Deutschland 1843,33 Mark ist, beträgt hier in Frankreich 4851,89 Neue Französische Franken. Das sind nach deutschem Geld über 3000,— Mark. Es ist doch billiger, sich ein Baby in Deutschland zuzulegen. Meinen Sie nicht auch?

Heinz Hachenberg, Paris 9é, Frankreich

Anmerkung der Redaktion: Dafür erhält der französische Familienvater von seinem Staat erheblich höhere Beihilfen, wie die NEUE Illustrierte bereits in der Ausgabe 47/1959 unter dem Titel: „Frankreich, du hast es besser" berichtet.

NEUE ILLUSTRIERTE Nr. 48 Abschreckung

Sie schreiben auf Seite 2, daß zwei junge Menschen in London erbarmungslos hingerichtet wurden, weil sie — obwohl nachweislich keine Tötungsabsicht bestand — einen Menschen getötet haben. Haben Sie dabei nicht ganz bewußt etwas vergessen? Der Justiz werfen Sie Erbarmungslosigkeit vor — bei den Verbrechern verschweigen Sie es. Haben Sie nicht daran gedacht, wieviel Mißachtung, wieviel Erbarmungslosigkeit zunächst dazu gehört, eine lebende Kreatur, einen Menschen zu töten, oder — falls ungewollt — so sehr gewaltsam Schaden zuzufügen, daß er stirbt? Es geht mir absolut nicht um eine Diskussion für oder gegen die Todesstrafe, es geht mir darum, die Dinge sachlich und folgerichtig zu sehen. Wir dürfen über das Ende den Anfang nicht vergessen.

Adolf Hohenstein, Duisburg-Hamborn

NEUE ILLUSTRIERTE Nr. 50 Affenarbeit

(Brief zu einem Leserbrief)

Die Arbeitsaffen beweisen in ihrem schmucken Arbeitsdreß eine hervorragende Lernfähigkeit. Die Affenarbeit hat aber wahrscheinlich weniger mit Intelligenz als mit dressiertem Instinkt zu tun. Zur Belustigung der Menschen mögen diese Urwaldgenossen in friedlicher Stimmung ihre Bananen verzehren, aber es kann kaum darüber hinwegtäuschen, daß sie von den Fließbändern der Menschen im Grunde doch wohl wenig erbaut sind. Die pausierenden Affen auf dem Frühstückstisch haben immerhin noch ein besseres Los erwischt als ihre Artgenossen in den Flugapparaten der Raketenspezialisten.

Fritz Harder, Gontenschwil, Schweiz

NEUE ILLUSTRIERTE Nr. 46 Der neue Klatsch

In Ihrer Illustrierten ist der Bericht „Zu schlecht gekleidet" über die wunderbare Sängerin und Schauspielerin Melina Mercouri erschienen. Peter Kraus müßte es sich als eine Ehre anrechnen, daß diese wunderbare Frau mit ihm einen Straßenbummel durch Paris machen wollte. Ist ihm sein Erfolg so zu Kopf gestiegen, daß er einfach wegen der Kleidung solch eine Frau ablehnt?

A. Tomann, Heidenheim

NEUE ILLUSTRIERTE Nr. 51 Der Kuß-spezialist

ICH FINDE DIE ANSICHT DES 16 JAHRE ALTEN WEIBLICHEN TEENAGERS ZU DEM HOLLÄNDISCHEN KUSS-SPEZIALISTEN EINFACH GROSSARTIG. WENN SIE MEINE MEINUNG HÖREN WOLLEN: ICH MÖCHTE MICH VON DEM LEIHHAUS-CASANOVA AUCH NICHT KÜSSEN LASSEN.

GITTA MIELE, MÜNCHEN

Die dritte Geldreportage: Mit achtzehn Jahren...

Geld wie Heu!



In einem sogenannten Teenager-Lokal machte Reporter Willi Genzler einen Pfennig-Test. Seine Feststellung: Keiner der jungen Leute, die den am Boden liegenden Pfennig sahen, hob ihn auf. Die meisten meinten: „Ist ja nur ein Pfennig." Ein 18jähriger: „Ja, wenn's ein Hundertmarkschein wäre!"



Fünf junge Leute zwischen 14 und 20 Jahren, die sich regelmäßig in ihrem Stammlokal treffen. Nach Auskunft des Besitzers ein Tanzlokal für modern eingestellte, „normale" Jugendliche, die sich nicht gehen lassen: „Bei mir verkehren keine Halbstarken." Reporter Genzler fragte jeden einzelnen: „Was verbrauchen Sie im Monat an Taschengeld?" Das Ergebnis war verblüffend: Die 14jährige (zweite von rechts) erhielt am wenigsten (zwischen 30 und 40 Mark). Die 18 Jahre alte Carmen (ganz rechts) verbraucht im Monat ... etwa 700 Mark! Das Taschengeld der anderen lag zwischen diesen Beträgen. Auf den folgenden beiden Seiten berichtet Willi Genzler, wofür die Jugendlichen ihr Geld ausgeben ...

Die 19 Jahre alte kaufmännische Angestellte Christa G. vor ihrem „privaten Schönheitssalon" (links). Etwa 5 Mark je Monat gibt sie für kleinere kosmetische Artikel aus. Die teuren Sachen läßt sie sich schenken. Ihr Monatsverdienst beträgt 320 Mark netto. Sie liefert alles zu Hause ab und erhält als Taschengeld durchschnittlich 120 Mark. „Wenn ich mehr brauche, erhalte ich es von meinen Eltern." Für Kleider einschließlich Schuhe gibt sie im Monat rund 100 Mark aus. Für den Friseur 10 Mark. Jede Woche kauft sie sich zwei bis drei Paar Strümpfe. Für Kaffee braucht sie zwischen 30 und 40 Mark im Monat. Jährlich werden zwölf Kleider und sechs Paar Schuhe gekauft. Dazu kommen zahllose kleinere Ausgaben für private Vergnügen. Ergebnis: Sie kommt mit ihrem Taschengeld nicht aus; die Eltern „schießen zu".



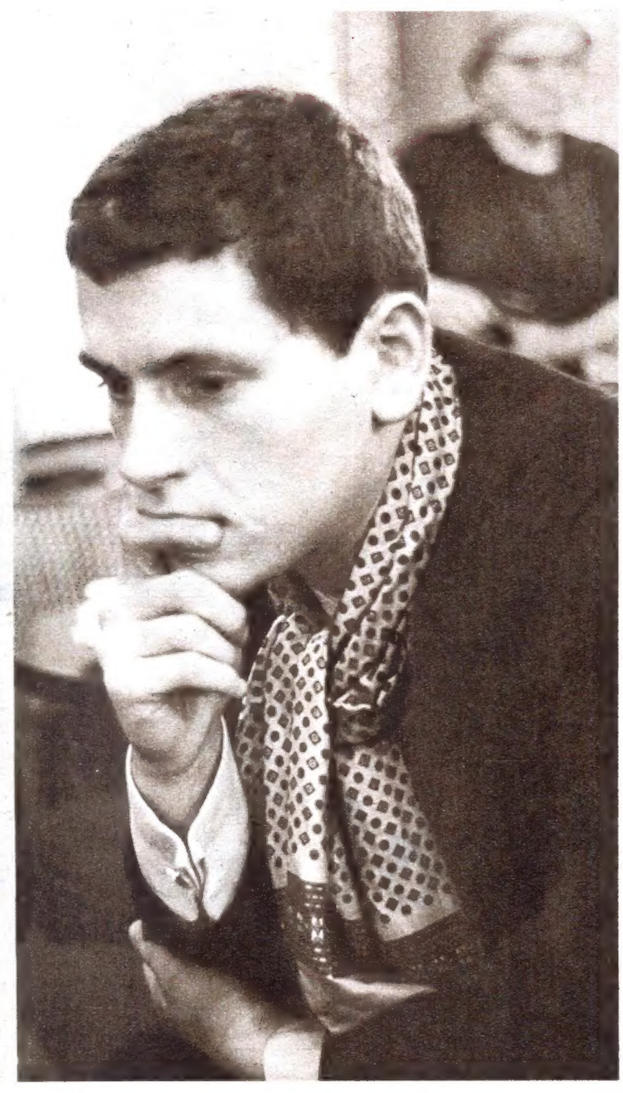
Diese Reportage will nicht verallgemeinern. Reporter Genzler befragte fünf Stammgäste eines Teenager-Lokals in einer westdeutschen Großstadt, das täglich von rund 150 Jugendlichen besucht wird.

Jürgen H. ist 19 Jahre alt, Kaufmann und verdient 600 Mark netto im Monat. Er wohnt zu Hause, braucht nichts für Essen und Schlafen abzugeben, kleidet sich aber vom eigenen Geld ein. „Das hier ist mein wöchentlicher Werktagsverbrauch an Kaffee und Whisky!" Jürgen baut eine hübsche Reihe aus sechs Tassen und sechs Bechern auf. Je Tag eine Tasse Kaffee und ein Glas Whisky macht an 26 Werktagen im Monat genau 80,60 Mark. An jedem der vier Sonntage trinkt Jürgen vier Glas Whisky und vier Tassen Kaffee. Insgesamt also für Getränke 130,20 Mark im Monat. Je Tag 24 Zigaretten macht 60 Mark monatlich im Durchschnitt. Für Anzüge, Krawatten, Hemden, Schuhe, Strümpfe, Unterwäsche usw. weitere 130 Mark monatlich. „Wenn's gutgeht, lege ich 200 Mark im Monat auf die hohe Kante." „Wofür?" fragte Reporter Genzler. Jürgens prompte Antwort: „Ich will mir ein Auto kaufen!" Größten Wert legt Jürgen auf erstklassige Garderobe. Pro Jahr kauft er sich zwei Anzüge (500 Mark) und einen Mantel (250 Mark). Ins Theater geht er kaum. Zum Bücherlesen hat er angeblich keine Zeit.



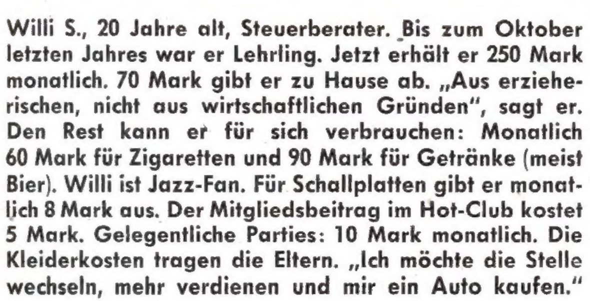


„Bares Geld wird blauer Dunst", schreibt Willi Genzler zu diesem Foto (rechts). „Ein typisches Bild, das man in jedem Teenager-Lokal (oben) sehen kann." Fünf junge Leute zünden sich ihre Zigaretten an, legen sie nach ein paar hastigen Zügen fort und begeben sich auf die Tanzfläche (oben). Wenn sie wieder zurückkommen, haben sich die Zigaretten bis zum Filter in Asche verwandelt ...







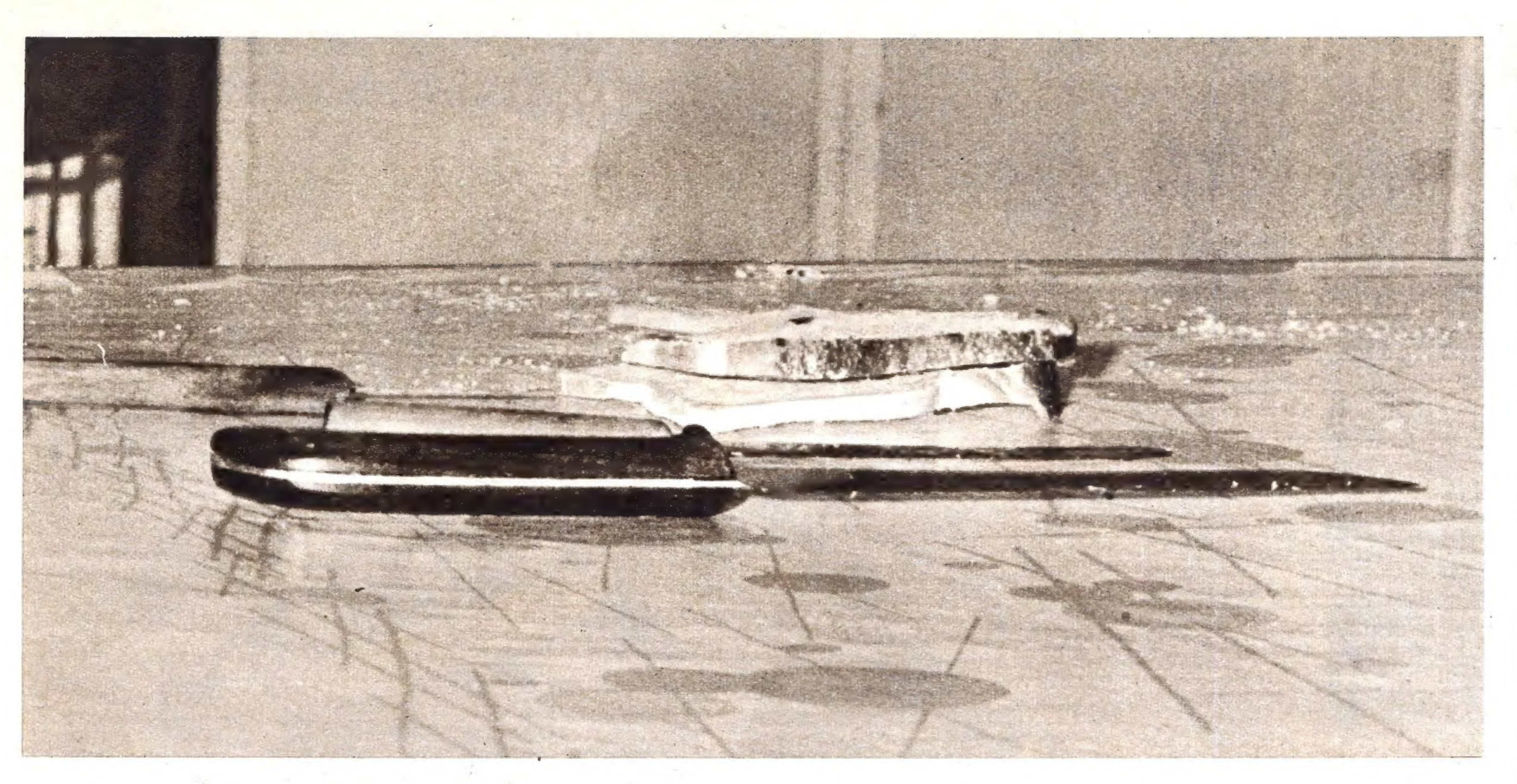


Willi S., 20 Jahre alt, Steuerberater. Bis zum Oktober letzten Jahres war er Lehrling. Jetzt erhält er 250 Mark monatlich. 70 Mark gibt er zu Hause ab. „Aus erzieherischen, nicht aus wirtschaftlichen Gründen", sagt er. Den Rest kann er für sich verbrauchen: Monatlich 60 Mark für Zigaretten und 90 Mark für Getränke (meist Bier). Willi ist Jazz-Fan. Für Schallplatten gibt er monatlich 8 Mark aus. Der Mitgliedsbeitrag im Hot-Club kostet 5 Mark. Gelegentliche Parties: 10 Mark monatlich. Die Kleiderkosten tragen die Eltern. „Ich möchte die Stelle wechseln, mehr verdienen und mir ein Auto kaufen."

„D-MARK-Star" der Tischrunde ist die 18 Jahre alte Verkäuferin Carmen (oben links). Verdienst: 450 Mark netto. Zu Hause muß sie nichts abgeben. Zusätzlicher monatlicher Zuschuß der Eltern: etwa 250 Mark. „Mit meinem Lohn komme ich nun mal nicht aus!" Monatliche Ausgaben: 33 Mark für Zigaretten, 90 Mark für Kaffee, 225 Mark für Whisky (drei Glas täglich!), 42 Mark für Strümpfe, 11 Mark Friseur, Taxifahrten 32,50 Mark. Dazu kommen im Monat etwa 240 Mark für kleinere kosmetische Artikel und Kleider. „Große Sprünge kann ich nicht machen", meint Carmen und lacht. „Sie wissen ja, wie teuer das Leben heute ist."

Das „Küken" der Runde ist die 14 Jahre alte Schülerin Elke (oben und links neben Carmen). Oft geht sie ohne Mittagessen — gleich von der Schule — zum Tanzen in ihr Stammlokal. Ihr Vater sagt: „Sie ist eine sehr gute Schülerin und bringt ausgezeichnete Zeugnisse mit heim." Elkes Taschengeld — zwischen 30 und 40 Mark im Monat — geht fast restlos für Coca-Cola drauf. Für Strümpfe, Kleidung usw. sorgen die Eltern. Ist Elke mal knapp bei Kasse, springt die Schwester ein. Kommt sie nach 22 Uhr heim, gibt es Stubenarrest. Dann liest Elke sogar ... gute Bücher!









Fünfzehn Jahre danach schnappte die Handfessel zu. Spät genug! Richard Baer, der letzte Kommandant des Vernichtungslagers Auschwitz, wurde nach seiner Verhaftung im Sachsenwald bei Dassendorf in der Nähe von Hamburg gefesselt nach Frankfurt transportiert. Zurück blieb die spießbürgerliche Idylle: In dem Häuschen, das sich der Untergetauchte auf dem Grundstück seines Schwiegervaters in Dassendorf gebaut hatte, lag auf dem Küchentisch das Messer neben dem Frühstücksbrot (oben). Über dem Bett, in dem Baer jahrelang seelenruhig schlief, hängt ein farbiges Kitschgemälde. Der Mann, dem die Anklage vorwirft, zwischen Mai 1944 und Januar 1945 eine unbestimmte Zahl von Häftlingen vergast und ermordet zu haben, sagte nach seiner Verhaftung: „Ich sehe der Gerichtsverhandlung mit Ruhe entgegen. Es wird sich herausstellen, daß ich unschuldig bin."

Erst Untertan... dann Untermensch!

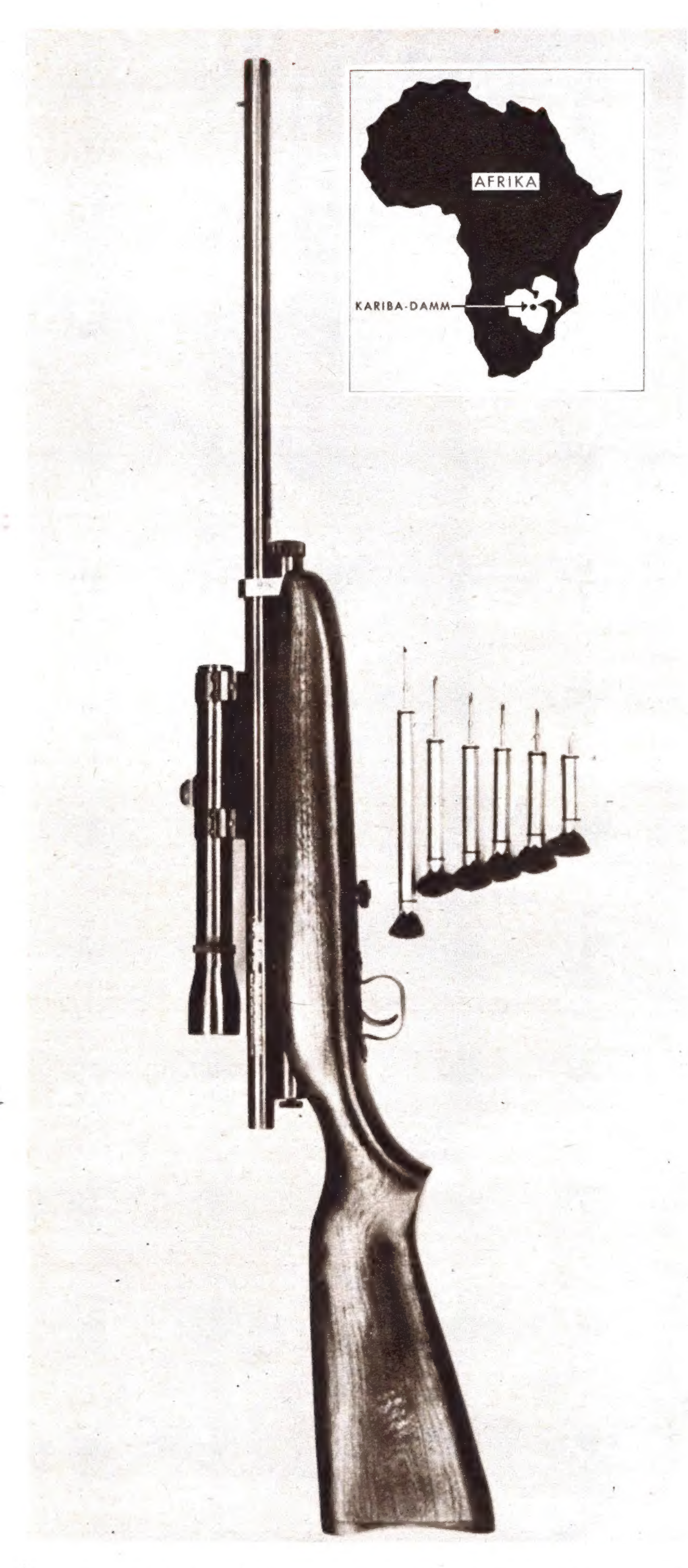
Baer ist der alte geblieben: Ein Untertan, der stramm steht vor jeder sogenannten Autorität und bedenkenlos Befehle ausführt, ohne über deren Sinn nachzudenken. Vor dem Staatsanwalt nahm er Haltung an und sagte: „Ich bin Richard Baer. Ich war Offizier. Bitte behandeln Sie mich entsprechend." Er deutete auf seine Fesseln. Die Beamten überhörten Baers Worte. Sie führten ihn in Handschellen ab (links). Unwillkürlich wird man durch Baers stereotyp sich wiederholende Äußerungen an dessen Vorgesetzten Eichmann erinnert, der in einem israelischen Gefängnis seinem Prozeß entgegensieht und dort dem Kölner Rechtsanwalt Dr. Robert Servatius erklärte: „Nur ein Kind bereut. Ich habe auf Befehl meiner Vorgesetzten gehandelt ... Was auch geschehen ist, als Soldat war ich zufrieden, daß während des Krieges viele Reichsfeinde getötet wurden ..."

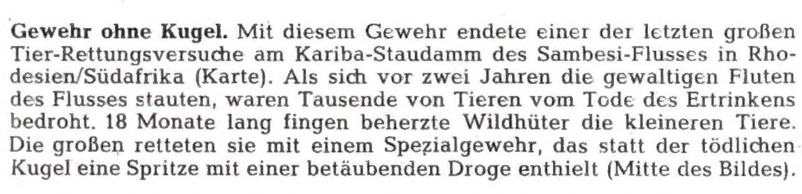


Der Häftling wußte, daß der Stacheldraht elektrisch geladen war — daß die KZ-Wachen Schießbefehl hatten, sobald sich Gefangene dem Zaun näherten. Trotzdem gingen Zahllose diesen schrecklichen Weg in den selbstgewählten Tod, um den Quälereien ihrer Peiniger zu entgehen. Diese furchtbare Ernte (rechts) hinterließen die Eichmanns und Baers, bevor sie das „Ehrenkleid der Nation" auszogen und sich hinter der Maske des bürgerlichen Biedermannes verkrochen. Den schrecklichsten Kommentar zu den unmenschlichen Taten der Befehlsempfänger in Uniform gab Himmler am 4. Oktober 1943 vor hohen SS-Führern. Im Hinblick auf die Judenvernichtung erklärte er: „Von euch werden die meisten wissen, was es heißt, wenn 100 Leichen beisammen liegen, wenn 500 da liegen oder wenn 1000 da liegen. Dieses durchgehalten zu haben und dabei ... anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und nie zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte." — Man denke an diese Worte, die ein ideologischer Appell an niedrigste Haßinstinkte sind, wenn Eichmann und Baer später vor Gericht von Offiziersehre, Pflichterfüllung, Anstand und soldatischem Gehorsam reden.

Das Foto (rechts) entstammt einem erschütternden Bildband, der unter dem Titel „Der gelbe Stern" im Rütten & Loening Verlag, Hamburg, erschien.

Unternehmen Arche Noah





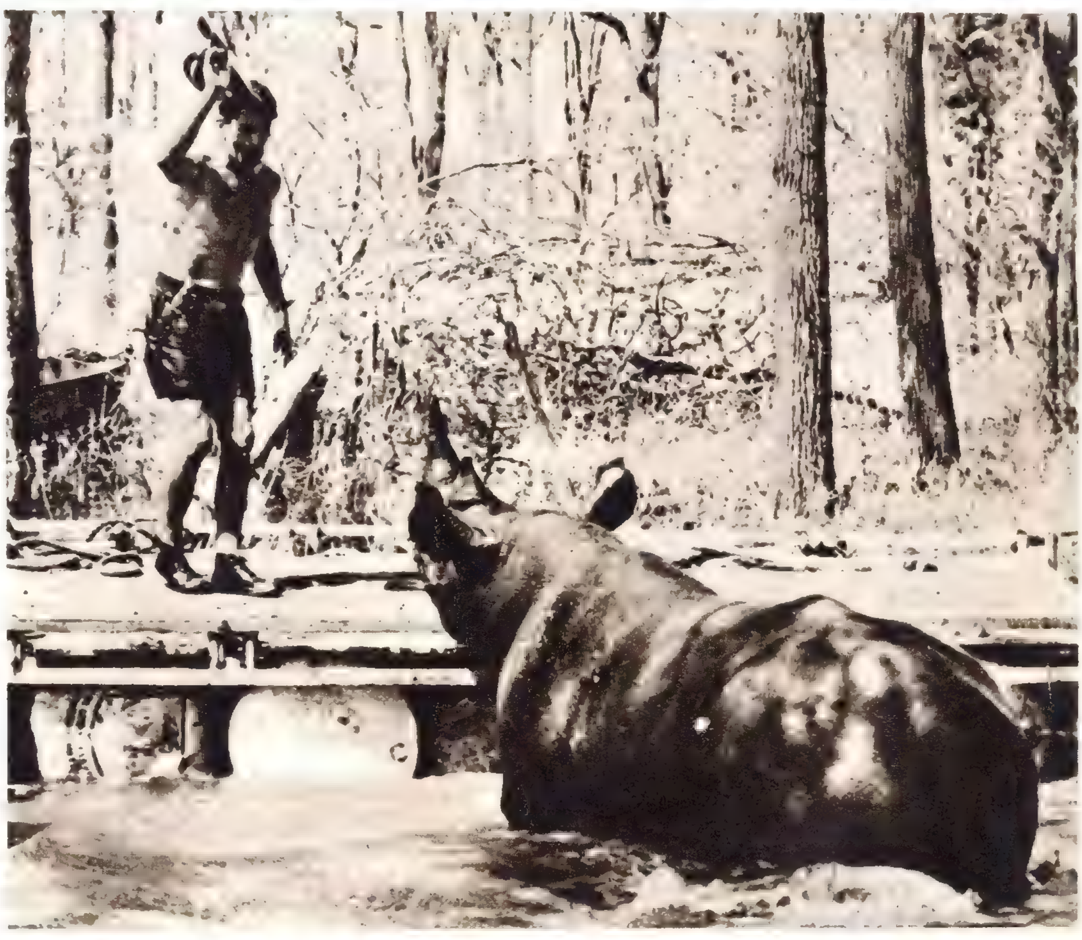
Gewehr ohne Kugel. Mit diesem Gewehr endete einer der letzten großen Tier-Rettungsversuche am Kariba-Staudamm des Sambesi-Flusses in Rhodesien/Südafrika (Karte). Als sich vor zwei Jahren die gewaltigen Fluten des Flusses stauten, waren Tausende von Tieren vom Tode des Ertrinkens bedroht. 18 Monate lang fingen beherzte Wildhüter die kleineren Tiere. Die großen retteten sie mit einem Spezialgewehr, das statt der tödlichen Kugel eine Spritze mit einer betäubenden Droge enthielt (Mitte des Bildes).



Eine Dame ging schlafen. Wie ein Baum durch die Axt fiel das Rhino um. Das Betäubungsmittel hatte gewirkt. Für die Männer dieser gefährlichen Aktion aber geht es jetzt um Sekunden, denn die Droge betäubt nur für kurze Zeit. Noch während das Tier mit starken Stricken an den Beinen gefesselt wird, jagt ihm der Leiter der Expedition eine erneute Injektion in die Haut, die es für längere Zeit schlafen läßt. Rhinos zählen im allgemeinen zu den friedfertigsten Tieren. Nur wenn sie bedroht werden, sind sie unberechenbar. Dann heißt es aber für die Wildhüter: „Rette sich, wer kann!" Denn mit einem wildgewordenen Rhino ist nicht zu spaßen.

Gefährliche Rettung. Das ist die Geschichte eines widerspenstigen Rhinos, das nicht gerettet werden wollte. Mehr als drei Tage jagten Wildhüter das Tier auf einer von den steigenden Wassern bedrohten Insel. Dann traf das Geschoß. Etwa eine Tonne wiegt diese Nashorndame, die sich gegen ihre Retter verzweifelt zu wehren versucht. Ihre scharfen Hufe zerwühlen den Boden. Mit gesenktem Kopf geht sie zum Angriff über und jagt die Männer auseinander. Aber die Spritze sitzt.





Auf dem Floß in die Freiheit. Friedlich schlummert das Nashorn auf dem Floß aus alten Petroleumfässern (oben). Dann wird es an einem sicheren Ort wieder freigelassen (rechts). Fast zwei Jahre kämpften die Männer des Unternehmens um jedes Tierleben. Hier die Bilanz ihrer Liebe zur Kreatur: 8 Rhinozerosse, 3 Elefanten, 41 Zebras, 1821 Antilopen, 375 Warzen- und Buschschweine, 35 Erdferkel, 458 Affen, 29 Stachelschweine, 158 Katzen und andere Kleintiere wurden gerettet.



Verzweiflung... Mit rund 2 Millionen Franc (etwa 1,7 Millionen Mark) stürzte sich die Bardot in das Produktionsgeschäft. Was am Anfang rosig und verheißungsvoll erschien, entpuppte sich wenig später als ein Problem. Brigitte hatte nämlich für ihren neuen Film „Volle Freiheit" einen unbekannten jungen Regisseur verpflichtet, und schon bei Beginn der Dreharbeiten gab es keinen Zweifel mehr, daß dieser junge Mann die Pläne der B. B. nicht verwirklichen konnte. Brigitte war am Ende. In ihrer Verzweiflung rannte sie zu ihrem Entdecker und Exgatten Vadim und sagte: „Da bin ich wieder" und bat ihn, doch die Regie ihres neuen Films zu übernehmen.

Volle Freiheit mit B.B.



Verwandlung Die Trauergäste erstarrten. War das noch die B.B. oder jenes Geschöpf, das Schock-Regisseur Clouzot in seinem letzten Film „Die Wahrheit" aus ihr gemacht hatte? Der Anlaß, bei dem die B.B. so gespenstisch verwandelt in Trauerkleidung erschien, war das Begräbnis der Frau des berühmten Regisseurs, die seit Jahren an einer unheilbaren Herzkrankheit litt. Mit einer stummen Geste — ein Kuß auf die Wange Clouzots (links) — drückte Brigitte dem Mann ihr Beileid aus, der ihr nach Ansicht der Filmkritiker — durch nicht immer zarte Mittel — eine großartige schauspielerische Leistung abgetrotzt hatte. So war dieser Kuß auch eine Geste des Dankes — und des Abschieds. Brigitte Bardot trennte sich von Clouzot, um erstmals in eigener Produktion einen Film zu drehen. In diesen Augenblicken der Trauer ahnte sie noch nicht die Schwierigkeiten, die auf sie warteten.





Hilfe... So kam es, daß sich im Filmatelier zwei Frauen gegenüberstanden, die in Roger Vadims Leben eine große Rolle spielen: Annette Stroyberg (links), Vadims jetzige Frau, und die B. B., Vadims einstige Frau. Aber wer glaubte, daß es zwischen den beiden eine Feindschaft geben würde, hatte sich getäuscht. Mit den Worten: „Ach, da bist du wieder . . ." nahm Annette ihre Vorgängerin im Herzen Vadims mit offenen Armen auf. Noch mehr: Sie versprach der schmollmündigen Erstlingsproduzentin, mit allen Mitteln zu helfen und gemeinsam mit ihrem Mann den steckengebliebenen Karren ihrer neuen Karriere wieder in Gang zu bringen. Auch Roger Vadim ist dieser Ansicht. „Natürlich helfe ich dir", sagte er, „ich werde den Film drehen."

Verlassen! Zwischen den Bäumen des alten Ranelagh-Parks in Paris steht ein Kinderwagen. In ihm eines der einsamsten Babies der Welt. Selbst der Stuhl seiner Kinderschwester ist leer. Seine Mutter heißt Brigitte Bardot, sein Vater Jacques Charrier. Ruhm und Eifersucht — Ehrgeiz und Rastlosigkeit haben Nicolas' Eltern auseinandergerissen. Noch ahnt Nicolas nicht, daß er allein ist. Noch ist diese Welt für ihn schön, aber eines Tages wird er die Einsamkeit fühlen, weil seine Eltern die Liebe zu ihm einem vermeintlichen Glück opfern.



Hitlers

Die drei Gesichter des amerikanischen Meisteragenten

In einer Villa, die der amerikanische Geheimdienst in der süditalienischen Stadt Bari beschlagnahmt hatte, bereitete sich Fred Mayer für sein gefährliches Unternehmen vor. Gutgelaunt fettete er am Tag vor dem Absprung über den Alpen seine Skischuhe ein (Bild links). Nach der Landung in Tirol zeigte sich Mayer als ordengeschmückter Oberleutnant der Gebirgsjäger (Bild oben). Später, als er in der Messerschmitt-Fabrik bei Kematen, acht Kilometer südwestlich von Innsbruck, spionieren wollte, gab er sich als französischer Fremdarbeiter aus (Bild unten). Keiner schöpfte Verdacht.

letzte Geheimwaffe:

Unternehmen Alpen-Festung

Dokumentarbericht von Heinz Weibel-Altmeyer und Joachim Murat

Zum erstenmal wird hier über eine der geheimnisvollsten Figuren im Unternehmen Alpenfestung berichtet: über den amerikanischen Agenten Fred Mayer. Er sprang mit dem Fallschirm über den Tiroler Bergriesen ab, verkroch sich in der Höhle des Löwen, wurde zum gefährlichsten Gegenspieler des Gauleiters Hofer, trieb Spionage und Sabotage. Heute, 15 Jahre nach Kriegsende, packt er aus...

Der bullige Gauleiter von Tirol, Franz Hofer, will immer noch den Krieg gewinnen, obwohl längst alles verloren ist . . .

Hitler hat seinem Plan zugestimmt, die Alpen zu einer gigantischen Festung auszubauen. Bunker, Panzersperren, Geschützstände werden angelegt. Rüstungsbetriebe sollen in Tunnels und Felsstollen Waffen und Munition produzieren.

Bald meldet die „graue Eminenz" im Rüstungsministerium, Karl Otto Saur, astronomische Produktionszahlen an Hitler.

Aber Hofer kommt dahinter, daß diese Zahlen reiner Schwindel sind . . .

*

„Bitte, meine Herren, nehmen wir ein Beispiel: die Munitionsfabriken in Lana bei Meran. Hier irrt sich Gauleiter Hofer gewaltig, wenn er deswegen Vorwürfe gegen mich beim Führer erhoben hat . . ."

Karl Saur, Chef des Rüstungsstabes aus dem Speer-Ministerium, läuft wie ein gereizter Tiger im Tiroler Bauernzimmer des Gauleiters Hofer hin und her.

Drei Tage, nachdem ihn Hitler in Berlin vergeblich hat suchen lassen, ist er wieder aufgetaucht. Nicht in Berlin, sondern auf dem Lachhof, dem Privatsitz Hofers bei Innsbruck.

Blitzschnell hat Hofer die wichtigsten Militärs, Wirtschaftsführer und Rüstungsfunktionäre aus dem Raum der Alpenfestung zu dieser Sitzung zusammengetrommelt. Unter ihnen: Generaloberst von Vietinghoff, Nachfolger Kesselrings als Oberbefehlshaber der deutschen Streitkräfte in Italien, General Roettiger, sein Chef des Stabes, Generalingenieur Dauner, Chef der OT-Einsatzgruppe Italien, die Flugzeugkonstrukteure Messerschmitt und Heinkel.

Seit einer Stunde bereits singt Saur ein Loblied auf die von ihm organisierte Rüstungsindustrie in der Alpenfestung und im Raum von Oberitalien. Und dann tritt er heftig zum Gegenangriff gegen Hofer an.

Er knallt die Faust auf den Tisch und poltert mit seiner dröhnenden Stimme: „Warum arbeitet Lana nicht? Ich will es Ihnen verraten: nicht, weil ich versagt habe, sondern weil die hiesigen Dienststellen schlafen. Seit zwei Wochen stehen im Reich die Maschinenausrüstungen für Lana abholbereit da."

Saur blickt sich triumphierend um.

Er ist ein untersetzter, stämmiger Fünfziger mit stechenden blauen Augen Sein grauer Zivilanzug spannt sich über seiner Brust.

Er dröhnt weiter: „Weshalb hat man keine Lastwagenkolonne zum Abholen der Maschinen geschickt?"

Hofer läuft dunkelrot an, schießt aus seinem Stuhl neben Vietinghoff hoch. „Weshalb? Weil die Maschinen schon vor drei Wochen total ausgebombt worden sind."

Saur zieht den bulligen Kopf ein, aber seine Augen blitzen Hofer kampflustig an. „Das möchte ich zuerst einmal nachprüfen."

Jetzt greift Major von Reichel ein, der zuständige Rüstungsinspekteur für Südtirol. „Hier ist das Fernschreiben. Das dürfte wohl genügen."

Da sagt Hofer eiskalt, schneidend: „Herr Saur, warum versuchen Sie abzulenken? Ich habe mich in Berlin nicht darüber beschwert, daß Lana und einige andere Fabriken noch immer nicht arbeiten. Sondern daß von dort seit Wochen Produktionszahlen an das Führerhauptquartier gemeldet werden, obwohl diese Fabriken nur auf dem Papier stehen."

Unternehmen Alpen-Festung

Saur knurrt: „Was soll das heißen, Gauleiter?"

„Ich will wissen, wer für diese Fälschungen verantwortlich ist. Soviel ich weiß, sind nur Sie allein berechtigt, Produktionszahlen an den Führer direkt zu melden."

„Ich soll also der Fälscher sein?" brüllt Saur. „Aber da irren Sie sich wieder, Gauleiter. Diese Fabriken in Lana, Sterzing und in der Talfer Schlucht gehören zum Bereich meines Kollegen, Staatsrat Schieber . . ."

„Ist der also schuld?"

„Was weiß ich? Ich lasse mir dieses Verhör von Ihnen jetzt nicht mehr gefallen!"

Generaloberst von Vietinghoff erhebt sich. „Herr Saur, es geht darum, daß unseren Soldaten nicht Waffen und Munition zugewiesen werden, die es nur auf dem Papier gibt."

Saur starrt den Generaloberst an. „Das verstehe ich. Aber mir geht es auch um meinen guten Ruf beim Führer. Unter meiner Leitung hat die deutsche Rüstungsindustrie allein im Jahre 1944 die volle Ausrüstung für 225 Grenadierdivisionen und für 40 Panzerdivisionen geschaffen. Daneben wiegen die angeblich falschen Produktionszahlen, die Gauleiter Hofer mir vorwerfen will, überhaupt nichts. Das sind geradezu lumpige Zahlen . . . Ich habe das nicht nötig."

Er geht auf die Tür zu, dreht sich nochmals um. „Meine Herren, unter diesen Umständen muß ich diese Besprechung für mich jetzt als beendet betrachten. Ich habe Wichtigeres zu tun. Die von Gauleiter Hofer angeschnittenen Fälle werde ich selbstverständlich überprüfen. Das Ergebnis teile ich dem Führer mit. Heil Hitler."

Die Tür fliegt hinter ihm ins Schloß. Von Vietinghoff und Hofer blicken einander verblüfft an.

Aber weder der Generaloberst noch der Gauleiter haben Befehlsgewalt über den Vertreter Speers. Saur ist allein seinem Minister und Hitler persönlich unterstellt.

Zitternd vor Wut verabschiedet Hofer die Militärs, die Wirtschaftsführer, die Rüstungsfunktionäre.

Nur Major von Reichel bleibt zurück. „Was jetzt?" fragt der Major. „Der Fall ist damit noch immer nicht geklärt."

„Wir müssen Schieber auftreiben, bevor Saur mit ihm spricht. Ich will diese Schweinerei aufdecken, egal, wer da alles drinhängt."

Es gelingt ihm schneller, als er ahnt . .

Als sich der Major verabschieden will, sieht er eine schwarze Saffianmappe mit Reißverschluß liegen. „Die hat einer von den Herren vergessen."

Hofer nimmt die Tasche an sich, öffnet sie im Beisein Reichels.

Er findet Berichte an das Führerhauptquartier . . .

Hastig greift Hofer nach dem ersten Blatt. Am Kopf trägt es den Stempel „Geheime Reichssache". Darunter ist der Verteiler angegeben. Danach ist dieser Bericht in drei Ausfertigungen hergestellt: eine für Hitler, eine für Speer, die dritte für die Akten.

Unwillkürlich fällt Hofers Blick auf „Punkt 8". Dort steht: „Produktion in Sterzing: monatlich 8000 Granatwerfer . . ."

„Sehen Sie sich das an . . ." sagt Reichel und übergibt ihm ein anderes Blatt.

Hier ist der Fall noch klarer. Hier steht über Sterzing: „Geplanter Ausstoß 5000 Granatwerfer, derzeitiger Ausstoß 2, dem Führer gemeldeter Ausstoß 8000 Stück."

Unterschrift: Karl Saur.

Jetzt hat Hofer den gesuchten Beweis.

Die Fälschungen der Rüstungsproduktionszahlen stammen von dem Mann, der Hitlers vollstes Vertrauen genießt.

„Und warum?" Hofer starrt fassungslos durch die Butzenscheiben seines Zimmers hinüber zum Karwendel-Massiv. „Warum hat der Kerl das gemacht?"

Major von Reichel schweigt. Er besitzt zwar das Vorrecht, seinem Gauleiter viele Dinge sagen zu dürfen, die andere nicht wagen können. Aber jetzt sagt er besser nicht, was er denkt: Saur handelt aus dem gleichen Motiv wie Keitel, wie Himmler, wie Bormann und wie Goebbels. Ohne Rücksicht auf Verluste, ohne jeden Skrupel berichten sie ihm genau das, was er hören will. Sie wollen um jeden Preis in dem engen Kreis bleiben, dem einmal Hitlers Macht zufallen muß . . .

Tatsächlich bestätigt sich Reichels Vermutung nach Hitlers Tod. In seinem Testament führt Hitler seinen Getreuen Karl Saur als Minister auf . . .

Aber noch ist Hitler nicht tot.

Noch gibt es für Gauleiter Franz Hofer nur die einzige Aufgabe, die größte seines Lebens, wie er glaubt: die Alpenfestung zu bauen. Gegen jeden Widerstand. Trotz aller Schwierigkeiten. Mit allen Mitteln.

Und trotz der Sinnlosigkeit . . .

*

Ein hellblauer Fiat-Topolino scheppert von Desenzano her über die schmale gerade Straße nach Sirmione, dem sündigen Dorf am Gardasee.

Vom Ortsrand aus beobachten zwei Feldgendarmen den Wagen, der langsam näher kommt.

„Tolles Weib am Steuer", sagt der Gefreite zu seinem Feldwebel. „Muß allerhand Hitze haben. Offenes Verdeck . . . bei der Kälte."

Sie stoppen den Wagen. Aus der Nähe entdecken sie jetzt auch den Grund für das geöffnete Verdeck. Neben der Fahrerin ist ein Mädchen im Streckverband auf viele Kissen gebettet. Ihr rechter Arm ist mit einer Schiene hochgestellt. Deswegen geht das Verdeck nicht zu.

„Armes Kind", murmelt der Gefreite. „Wohl beim Heil-Hitler-Machen vom Schlag getroffen worden?"

„Halt's Maul!" Der Feldwebel wirft ihm einen dienstlichen Blick zu.

Dann lassen sie sich die Papiere zeigen.

Die Fahrerin heißt Elena Montini, von Beruf Tänzerin, wohnhaft in Sirmione. Ihre verletzte Begleiterin ist die Serviererin Rosa Varese, ebenfalls gemeldet in Sirmione.



Maßarbeit in dreitausend Meter Höhe

Aus einem viermotorigen Bomber sprangen Fred Mayer und seine beiden Kameraden nachts über den Stubaier Alpen ab. Der Pilot flog so geschickt an, daß alle drei wohlbehalten im Umkreis von dreißig Metern auf einem Gletscher landeten, dem 3326 Meter hohen Sulztaler Ferner (Kreuz im Kreis). Die erste Etappe in ihrem riskanten Unternehmen war damit geglückt . . .



Alter schützt vor Wehrdienst nicht

Die alten Tiroler Standschützen aus dem ersten Weltkrieg wurden 1945 zum Volkssturm eingezogen. Um ihren Kampfgeist zu stärken, wurden zum Teil hochdekorierte und an allen Fronten erfahrene Offiziere mit der Gefechtsausbildung der Standschützen beauftragt. Hier führt Ritterkreuzträger Major Lapp die Handhabung der Panzerfaust vor . . .

Die beiden Deutschen geben die Papiere zurück. Gegen keines der Mädchen liegt bei der Feldgendarmerie etwas vor.

„Ihren Wagen untersuchen wir mal genau, wenn Ihre Freundin wieder gesund ist", sagt der Gefreite lachend.

Elena Montini winkt ihm zu. Genauso hat sie sich das vorgestellt...

Ein paar Minuten später stoppt sie am Rand von Sirmione vor einer hohen Gartenmauer, in die ein breites hölzernes Tor eingelassen ist. Wie von Geisterhänden bewegt, öffnet sich das Tor und schließt sich sofort wieder hinter dem Wagen.

Der Fiat rollt durch einen Park, um die graue, zweistöckige Villa herum und verschwindet dahinter in einem Schuppen.

Die beiden jungen Partisanen, die ihr das Tor geöffnet haben, stürmen hinter dem Wagen her. „Alles gutgegangen?"

Elena, die Wölfin, lächelt. „Na klar. Ich mußte nicht mal unser Märchen von dem Verkehrsunfall der armen Rosa vorweinen."

Sie blickt Rosa an. „War's schlimm?"

Rosa verzieht ihr Gesicht. „Jetzt will ich aber raus aus dem Gips."

„Kommt nicht in Frage. Du wirst gleich in dein Zimmer getragen. Bis alles erledigt ist, bleibst du in dem Verband. Auch bei Nacht. Stell dir vor, die Wehrmachtstreife von unterwegs kommt heute nacht durch irgendeinen Zufall hier ins Haus und sieht dich rumtanzen..."

„Aber das verdammte Ding in meinem Rücken kann doch über Nacht weg", bettelt Rosa.

Elena gibt den beiden Partisanen ein Zeichen, Rosa ins Haus zu tragen. Sie folgt ihnen. Im Treppenhaus trifft sie auf Jean Termignon alias Dr. Hans Schmidt-Brenninghaus, den zu den italienischen Partisanen geflüchteten deutschen Oberintendanturrat.

Jean beobachtet gleich darauf in Rosas Zimmer, wie Elena die Gipspackung im Rücken Rosas lockert und einen in Ölpapier eingeschlagenen langen Gegenstand herausholt.

Ein Gewehr...

Jean reißt es Elena aus den Händen. „Ein Mannlicher-Schönauer Jagdstutzen", stößt er begeistert hervor. „Kaliber 6,5 mal 54... Teilmantelgeschoß... und ein wunderbares Zielfernrohr dazu... sechsfach..." Er wiegt den Stutzen zärtlich in seinen Armen. „Damit kann man Gemsen auf vierhundert Meter mit sauberem Blattschuß wegputzen..."

„Gemsen?" unterbricht ihn Elena kühl. „Ich erinnere mich, daß wir das Ding zu einem anderen Zweck aus Mailand hergeholt haben, Hänschen..."

Er zuckt zusammen wie unter einem Peitschenschlag.



Der Mann mit der geheimnisvollen Aktentasche: Karl Otto Saur, Chef des Rüstungsstabes im Speer-Ministerium. Um sich Hitlers Gunst zu erhalten, meldete er ihm viel zu hohe Produktionszahlen der Rüstungsfabriken in der Alpenfestung. In Wirklichkeit standen viele der Betriebe nur auf dem Papier.

Jedesmal zuckt er so zusammen, wenn sie ihn daran erinnert, daß er ein Deutscher ist...

Dann verzerrt sich sein Mund in wildem Haß. „Du hast recht. Nicht für Gemsen. Für 'nen fetten Goldfasan. Und ich werd's auch tun. Du kannst schon beten lernen, Franz Hofer..."

Elena kehrt ihm wortlos den Rücken. Sie ist Italienerin. Sie haßt den Gauleiter Hofer, den Reichsverteidigungskommissar der Alpenfestung, schon allein deswegen, weil er Südtirol annektiert hat.

Aber glühender haßt ihn dieser Deutsche. Obwohl er vor zwei Jahren noch ein hundertfünfzigprozentiger Hitler-Anhänger war. Dann hat er die Deutschen betrogen. Sie haben ihn verurteilt. Er ist entkommen. Seither haßt er alle Deutschen.

Die Wölfin verachtet Jean, der jetzt als Barmixer im Casino Arena arbeitet, und er weiß es.

Sie hat zu einem ihrer Partisanen gesagt: „Das Mordgeschäft ist uns zu dreckig. Das sollen die Deutschen unter sich ausmachen. Wozu haben wir uns denn diesen Gauner gekauft..."

„Wann sprechen wir noch einmal alles durch?" sagt Elena nach einer Pause zu Jean.

„Sobald die Mädchen aus Rovereto zurück sind. Wenn sich dort nichts geändert hat und Hofer morgen Stellungen am Monte Lessini besichtigt, geht's los."

Zwei Stunden vergehen.

Das „Casino Arena" im Parterre der Villa ist geöffnet. Die ersten Etappenhengste von den Bauleitungen und Nachschubstäben, die in Sirmione sitzen, haben es sich schon in dem feudalen Etablissement bequem gemacht. Rotes Licht durchflutet den Raum. Die italienischen Musiker schmettern wilde Rhythmen für die lahmen Knochen. Ein paar Mädchen haben schon Feindberührung.

Elena Montini sitzt in ihrer verschwiegenen Nische und beobachtet den Betrieb. Sie trägt ein smaragdgrünes Kleid, das weder oben noch unten zuviel verbirgt.

Zwei OT-Bauleiter an einem Nebentisch haben sich schon zweimal beim Trinken verschluckt. Aber sie sind sich offenbar noch nicht einig, wer sich als erster fressen lassen soll.

Als sie einen Augenblick wegsehen, ist Elena verschwunden.

Die Wölfin ist dem Wink eines Musikers gefolgt und schlendert durch die nebenanliegende Bar. Als sie hier sieht, daß Jean nicht wie üblich hinter der Theke steht, weiß sie, daß er sie in seinem Zimmer erwartet.

Die Mädchen sind also inzwischen aus Rovereto zurückgekehrt...

Jean kauert in einem Korbsessel und ist gerade dabei, den neuen Jagdstutzen sorgfältig einzuölen.

„Wann?" fragt Elena.

„Morgen früh um acht fahren wir los", sagt er, ohne den Kopf von seiner Arbeit zu heben. „Du und Rosa genau wie heute, mit dem Gewehr. Ich fahre mit Ira in dem alten Simca hinterher. Bis Rovereto. Wir treffen uns bei Francesco, du weißt: das dritte Haus neben der Kirche. Alles andere mache ich mit Francesco allein."

„Wie bringt ihr das Gewehr in die Berge?"

„Francesco hat einen OT-Wagen. Der wird in dem Gebiet nicht kontrolliert. Damit fahren wir bis nach Anghebéni. Von dort weiß er einen Weg, der ebenfalls unbewacht ist, bis zu einem Hang, vierhundert Meter von den Stellungen entfernt, die Hofer besichtigen will."

Jean legt den Stutzen vorsichtig aus der Hand. Dann geht er zu einem Wandschrank, zieht eine weiße Rolle heraus. Seine schmalen Lippen verziehen sich zu einem bösen Lächeln, als er die Rolle vor Elena ausbreitet.

„Ich habe einen genauen Plan gezeichnet", sagt er mit heiserer Stimme und beugt sich dicht neben Elena über das Papier. „Hier siehst du den Platz in Rovereto, wo Hofer um 14.15 Uhr ankommt. Da wird er von den OT-Führern in Empfang genommen. Sie bringen ihn zu ihrer Dienststelle. Sieh... hier. Dort

Unternehmen Alpen-Festung

bleibt er bis 15 Uhr. Dann fahren sie zum Monte Lessini. Ankunft 15.30 Uhr ..."

Jean zieht seinen Kopf zurück. „Gute Arbeit, was? Maßarbeit."

Elena betrachtet ihn mit unbewegtem Gesicht. „Um 15.30 Uhr ist es also soweit?"

Jean grinst. „Nein, ich werde ihn erst reden lassen. Er will zu den italienischen Bauarbeitern sprechen. Es türmen in letzter Zeit so viele. Sie wollen nicht mehr mitmachen mit den Nazis. Hofer will die noch Dagebliebenen aufrütteln. Er meint, er kann das. Den Spaß soll er haben. Es ist sowieso sein letzter ..."

Er fährt wieder mit dem Finger über die Karte. „Hier wird Hofer stehen. Vor dem Eisenbahngeschütz, das in der letzten Woche da oben eingebaut worden ist. Und hier werde ich liegen. Genau vierhundert Meter von ihm entfernt. Das reicht."

Sorgfältig rollt er die Karte zusammen, steckt sie in den Schrank zurück. Er nimmt wieder den Jagdstutzen zur Hand und beginnt, das Zielfernrohr zu reinigen.

„Brauchst du noch irgendeine Hilfe von mir?" fragt Elena kalt und geht zur Tür.

„Danke, danke", sagt er. „Schlaft euch aus bis morgen früh ..."

Elena geht. Sie verständigt Rosa und Ira.

Am nächsten Morgen fahren sie ab.

Kurz vor 15 Uhr erreichen Jean und sein Begleiter den ausgemachten Platz am Monte Lessini. Drüben in der Stellung ist bereits Bewegung. Ein paar hundert Bauarbeiter drängen sich auf der Plattform vor der Felsenhöhle, in der das schwere Eisenbahngeschütz steht.

Pünktlich auf die Minute trifft Hofer mit seiner Begleitung ein. Zwei Dutzend braune OT- und Partei-Uniformen mischen sich unter die in allen Farben leuchtenden Jacken der italienischen Bauarbeiter.

Jean schiebt den Jagdstutzen über einen Felsblock. Hat er richtig gerechnet? Wird Hofer in der nächsten halben Stunde in Schußposition stehen?

Da tritt Hofer auf die Tribüne. Jean sieht ihn wild gestikulieren.

„Worauf wartest du denn? Schieß doch endlich!" Francesco stößt ihn mit der Schulter an.

Jean fährt sich genießerisch mit der Zunge über die Lippen. „Ich will das Schwein noch ein bißchen am Leben sehen."

„Mach keinen Unsinn. Wenn wir Pech haben, findet uns hier jemand."

Jean sieht angespannt durch das Zielfernrohr und lächelt.

Da reißt ihm Francesco wütend das Gewehr aus der Hand, legt an, ein Schuß peitscht in die Stille, bricht sich hundertfach an den Bergwänden.

Wütend starrt Jean auf die Tribüne.

Hofer ist nicht getroffen ... Und jetzt sieht Jean: Hofer ist von der Tribüne verschwunden. Sämtliche braunen Uniformen, sämtliche bunten Jacken sind weggewischt.

Der Anschlag ist mißlungen ...

*

Bis jetzt tobt der erbarmungslose Untergrundkampf gegen die Deutschen hauptsächlich am Südrand der Alpen. Partisanen, Agentengruppen und Banditen fügen den Deutschen beim Aufbau der Alpenfestung schwere Verluste zu.

Diese Kämpfe werden zum größten Teil von den Alliierten gesteuert.

Im Norden der Alpenfestung sieht es dagegen bisher noch immer ruhig aus.

Aber bevor hier amerikanische, britische und französische Soldaten zum Kampf antreten, soll nach den Plänen des alliierten Hauptquartiers in Paris auch in Tirol der Untergrundkampf die Deutschen zermürbt haben.

Die österreichischen Widerstandsgruppen der 05 im Gebiet um Innsbruck bestehen zwar seit Monaten. Aber sie sind bedeutungslos, untereinander uneinig, teilweise sogar verfeindet.

Deshalb startet der OSS, der amerikanische Geheimdienst, in diesen Märztagen 1945 das Unternehmen „Green-up" nach Tirol. „Green-up" heißt soviel wie grünes Licht, freie Fahrt ...

Auftrag des Unternehmens: Erkundung der Alpenfestung im Norden, Gründung aktiver Widerstandsgruppen, Sabotage der wichtigsten Verteidigungsanlagen der Deutschen, Meldung von wertvollen Zielen für Bomber, zum Beispiel Rüstungsfabriken, Vorbereitung für den Angriff der Alliierten.

Führer des Unternehmens „Green-up" ist der OSS-Sergeant Frederick Mayer, geboren 1920 in Freiburg (Baden), aufgewachsen im New Yorker Stadtteil Brooklyn, Angehöriger der 2677. OSS-Gruppe, die seit Anfang 1945 in Bari (Italien) ihren Sitz hat.

Frederick Mayer, genannt Freddy, ist 1,72 Meter groß, 134 Pfund schwer, ein athletischer Bursche. Seine Augen sind braun, seine Gesichtsfarbe und seine krausen, schwarzen Haare lassen ihn beinahe wie einen Araber aussehen.

Außer Freddy nehmen noch der Holländer Hans Boysen, 23 Jahre alt, Funkspezialist, und der Österreicher Aloys Martin, 25 Jahre alt, Tiroler Bergsteiger, an dem Unternehmen teil.

Die drei Männer fliegen in dieser hundekalten Märznacht mit einem viermotorigen Liberator-Bomber der 15. amerikanischen Luftflotte von Brindisi nach Tirol.

Sie starren durch die Fenster des Bombers nach unten. Eine dichte graue Wolkendecke ist zu sehen. Sonst nichts.

Plötzlich ertönt in Freddys Kopfhörer die Stimme des Piloten: „Einsatzraum erreicht. Unter uns die Stubaier Alpen. Wir fliegen in viertausend Meter Höhe. Ich gehe jetzt runter, bis wir Sicht haben. Seid ihr fertig zum Sprung?"

Freddy erwidert: „Okay. Geh runter. Wir springen."

Der Pilot drückt die Maschine unter die Wolken. Jetzt erkennen die Männer das Alpenmassiv, das wie zum Greifen nahegerückt ist. Schroffe Bergspitzen, schneebedeckt, finstere Felsenhänge, ein vielfach gezackter winziger See.

Die Maschine zieht über einem Gletscher hinweg.

„Das ist der Sulztaler Ferner", ertönt es aus dem Kopfhörer. „Hier springt ihr. Ich ziehe eine Runde und komme von vorn auf den Gletscher."

Ein amerikanischer Soldat schiebt die schwere Stahlplatte zur Seite, mit der die Absprungluke verdeckt ist. Hier war früher der Einstieg in die MG-Kanzel des B 24-Bombers. Die Kanzel ist für diesen Flug ausgebaut worden.

Freddy schnallt seine Sauerstoffmaske ab, schiebt seinen Körper dicht an die Luke, läßt die Beine hinunterbaumeln.

Sein Gesicht verzieht sich vor Schmerz. Eisiger Luftstrom schlägt ihm wie eine Riesenfaust gegen den Körper.

Langsam zieht er den 80 Pfund schweren Gepäcksack, der durch ein fünfunddreißig Meter langes Seil mit seinem Körper verbunden ist, nach.

Da erscheint der Gletscher wieder. Der Schnee glitzert in dem schwachen Mondlicht. Der Schatten des Bombers huscht wie ein riesiges Tier über die kahle Fläche. Sie liegt etwa 300 Meter unter ihnen.

Sprung ...

Wie ein Stein fällt Freddy Mayer in die Tiefe. Zwanzig ... vierzig ... achtzig Meter. Dann öffnet sich automatisch der Fallschirm, bremst den Sturz mit einem harten Ruck.

Freddy schwebt an den Felsspitzen, an schroffen Wänden, an bizarren Steinformationen vorbei.

Genau in der Mitte des Gletschers schlägt er auf, bricht durch den hartgefrorenen Schnee, überkugelt sich und bleibt endlich liegen, bis zur Brusthöhe vom Schnee eingepreßt.

Er tastet mit halberfrorenen Fingern nach seinem Kappmesser, zertrennt mit schnellen Schnitten die Nylonseile des Fallschirms.

Dann blickt er nach oben.

Die Maschine ist nach Süden verschwunden.

Aber nach wenigen Minuten ist sie zurückgekehrt.

Der junge Amerikaner reißt seine Leuchtpistole unter der Pelzjacke hervor. Aus dem armlangen Rohr schießt ein grüner Lichtstrahl nach oben, der nur vom Flugzeug aus zu erkennen ist. Eine neue Erfindung.

Jetzt springen der Holländer Hans und der Tiroler Aloys.

Sie landen im Umkreis von 30 Metern neben Freddy.

Beim dritten Anflug des Bombers fliegen noch drei Säcke mit Proviant, Skiern, Waffen und dem Funkgerät herunter.

Nachdem das Gepäck und die Fallschirme in einer Gletscherspalte versteckt sind, übernimmt Aloys die Führung zur zwei Kilometer entfernten Amberger Hütte.

Sie marschieren los. Aber schon nach einer halben Stunde gibt es den ersten Zwischenfall. Der Funker Hans wirft sich in den Schnee. Er verträgt die dünne Luft in mehr als 3000 Meter Höhe nicht.

Freddy reißt ihn hoch. „Bist du verrückt? Willst du hier verrecken?"

Hans schüttelt ihn ab. „Ich kann nicht mehr ..."

Da greift Freddy zu dem einfachsten und sichersten Rezept, das er kennt. Er verpaßt seinem Funker einige leichte Kinnhaken.

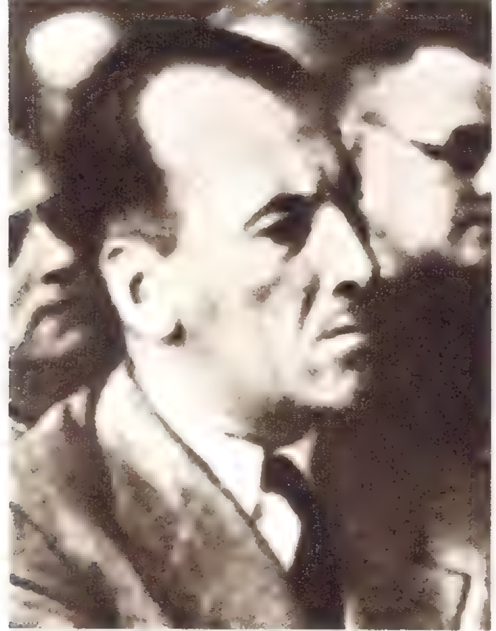
Hans schleppt sich jetzt weiter.

Noch drei-, viermal wiederholt Mayer seine Methode, um den immer wieder zusammenbrechenden Funker zu beleben.

Todmüde erreichen sie beim Morgengrauen die Amberger Hütte, 2400 Meter hoch. Sie ist tief verschneit. Nirgends die Spur eines menschlichen Wesens.

Mit letzten Kräften brechen sie die Tür auf, finden Betten, Holz, Streichhölzer, Dörrfleisch, Knäckebrot.

Kaltenbrunner contra Wolff: ein Kampf um Leben und Tod





Auf eigene Faust führte der SS-Obergruppenführer Karl Wolff in der Schweiz heimlich Waffenstillstandsverhandlungen mit den Amerikanern. Ernst Kaltenbrunner, Chef des Reichssicherheitshauptamtes, kam dahinter und zitierte ihn nach Innsbruck, um ihn dort verhaften zu lassen. Aber Wolff ging nicht in die Falle. Er wußte, was ihm blühte, wenn er in Kaltenbrunners Gewalt kam. Bild rechts: So ließ sich Wolff in ordenstrotzender Uniform porträtieren. Bild oben: Kaltenbrunner bei einer Sitzung des Volksgerichtshofes.

Sie schlafen den ganzen Tag.

In der Nacht schafft Aloys das am Sulztaler Ferner versteckte Gepäck heran. Um besser durch den Schnee waten zu können, fertigt er sich aus den Fußmatten der Hütte zwei breite Schneetreter an.

Am nächsten Morgen wagen sie dann den Abstieg nach dem Dörfchen Gries bei Längenfeld.

Keiner von ihnen gibt vor den anderen zu, daß er Angst vor dieser ersten Begegnung mit österreichischen Bauern hat.

Wird ihnen ihre Geschichte geglaubt, daß sie versprengte deutsche Gebirgsjäger sind? Beherrschen sie den Landserjargon einwandfrei? Sind ihre Soldbücher wirklich so meisterhaft gefälscht, wie man ihnen gesagt hat?

Nach vier Stunden Abstieg taucht Gries vor ihnen auf, ein winziges Nest. Niemand auf der Straße.

Nur mühsam finden sie den Bürgermeister.

Freddy stellt sich vor: „Oberleutnant Mayer. Wir sind versprengt. Können Sie uns helfen, daß wir weiterkommen nach Ötz?"

Der Bürgermeister schöpft keinen Verdacht.

Er verschafft bereitwillig den drei mit dicken Pelzen vermummten Soldaten einen Schlitten, der sie ins Tal hinunterbringt.

Auch der Fahrer des OT-Lastwagens, der sie anschließend von Ötz nach Haiming zum nächsten Bahnhof fährt, merkt nichts. Er klopft ihnen immer wieder auf die Schulter und brummt: „Macht's gut, Kumpels!"

Als er außer Sichtweite ist, sagt der Tiroler Aloys: „Noch drei Stunden, dann sind wir in Oberperfuss bei meinem alten Freund."

„Um sieben Uhr also?" sagt der Funker Hans. „Um acht erwartet Colonel Chapin unseren Funkspruch in Bari."

„Okay, Jungs", mischt sich Freddy Mayer in das Gespräch. „Und anschließend sehen wir uns noch in Innsbruck an. Ich möchte morgen gern melden, was sich hier tun läßt."

Freddy wirft die Zigarette weg, die er sich gerade anzünden wollte. Er blickt auf das Bahnhofsgebäude, aus dem ein kleiner dicker Mann getreten ist und auf sie zusteuert.

„Heil Hitler", sagt Freddy.

Der kleine Dicke nimmt militärische Haltung an und erwidert den Gruß. „Nach Innsbruck?" fragt er dann.

„Ja."

„Ich brauche Ihre Hilfe, bin Kriminalsekretär bei der Stapo in Innsbruck. Dienstlich hier in Haiming. Da oben in den Bergen hab' ich eine Gruppe Schweinehunde entdeckt, von der Untergrundbewegung ... Verstehen Sie?"

Freddy setzt ein erstauntes Gesicht auf. „Gibt's denn so was?"

Der Dicke nickt. „Ich glaub', von der 05 sind die Kerle. Ich will sie hoppnehmen. Diese verdammten Hunde, die uns in den Rücken fallen wollen. Sind Sie bereit, meine Herren, mir dienstlich Beistand zu leisten?"

„Mit Vergnügen", sagt Freddy.

*

Gauleiter Hofer sitzt hinter dem mächtigen Schreibtisch seines Dienstzimmers in Innsbruck.

Wieder summt das Telefon. Hofer hebt ab und meldet sich.

„Hier ist Kaltenbrunner", hört er. „Ich kann in einer Stunde bei Ihnen sein. Bin gerade in Innsbruck angekommen. Ich muß Sie sehr dringend sprechen."

„Schön, ich erwarte Sie." Hofer legt auf.

Er ist verwirrt. Wenn Kaltenbrunner, der Chef des Reichssicherheitshauptamtes, derart überraschend nach Innsbruck kommt, muß etwas Besonderes in der Luft liegen ...

Eine Stunde später sitzt der SS-Obergruppenführer mit dem zersäbelten Gesicht und dem vorstehenden massigen Kinn vor dem Gauleiter von Tirol. Er hält sich nicht mit langen Vorreden auf.

„Was haben Sie von Wolff gehört?" fragt Kaltenbrunner. „Ich meine, in letzter Zeit."

„Sie wissen, daß wir keine besonders guten Freunde sind", erwidert Hofer. „Der Beschützer des Duce läßt sich in Tirol nicht sehen, und ich fahre nicht hinüber zu ihm an den Gardasee."

„Wahrscheinlich hätten Sie Wolff in den letzten Tagen auch gar nicht am Gardasee angetroffen. Soviel ich weiß, war er verreist. Ins Ausland ..."

„Das verstehe ich nicht. Wollen Sie sich nicht klarer ausdrücken? Was heißt Ausland?"

„Ausland heißt Schweiz", sagt Kaltenbrunner. „Obergruppenführer Wolff, Himmlers treuester Mann, war auf eigene Faust in der Schweiz."

Kaltenbrunner schweigt einen Augenblick. Seine zusammengekniffenen Augen beobachten Hofer, stellen jede winzige Regung fest.

Dann fährt er unvermittelt fort: „Wolff war drüben, um den Amerikanern Ihre Alpenfestung zu verkaufen, Gauleiter. Was halten Sie davon?"

„Das kann doch nicht wahr sein. Kapitulationsverhandlungen? Und ohne Befehl des Führers?"

„Jawohl. Und soviel mir berichtet worden ist, ist Wolff schon dabei, die Amerikaner mit ersten kleinen Geschenken zu beliefern. Gestern sollen zwei hohe Partisanenführer heimlich in die Schweiz gebracht worden sein. Der politische Chef des oberitalienischen Befreiungskomitees, Ferruccio Parri, den Harster erst vor wenigen Wochen festgenommen hatte ..."

„Den berüchtigten Professor?"

„Genau den. SS-Gruppenführer Dr. Wilhelm Harster hatte ihn in Mailand geschnappt. Und dazu einen Major Usmiani, einen wichtigen Unterführer. Allen Dulles, der amerikanische OSS-Chef in der Schweiz, hatte sich diese kleinen Geschenke gewünscht."

In Hofers Gehirn arbeitet es fieberhaft. Er selbst hat Hitler schon vor Monaten bedrängt, in Kapitulationsverhandlungen einzutreten. Gleichzeitig hat er damals vorgeschlagen, das Alpengebiet als Festung auszubauen. Die Alpenfestung sollte dann ein Faustpfand sein, das Verhandlungen mit dem Westen erleichtern konnte.

Hitler hatte diese Chance nicht sehen wollen.

Wolff hatte sie erkannt ...

Kaltenbrunner erhebt sich. „Ich bin froh, Gauleiter, daß ich Sie wohlauf und in guter Stimmung angetroffen habe", sagt er ironisch.

„Was haben Sie gegen Wolff unternommen, Obergruppenführer?" fragt Hofer.

Kaltenbrunner gibt ihm keine Antwort.

Von Hofers Gauleitung fährt er sofort zur Innsbrucker Gestapodienststelle in der Herrengasse. Nach einem kurzen Gespräch mit dem Gestapochef Gontard begeben sich beide in den Funkraum.

„Spruch an SS-Obergruppenführer Wolff, Fasano am Gardasee", diktiert Kaltenbrunner. „Haben Sie? Dann weiter: Obergruppenführer! Erwarte Sie innerhalb von 24 Stunden in Innsbruck. Dringende Besprechung im Auftrag des Reichsführers."

Als der Funkspruch abgegangen ist, ziehen sich Kaltenbrunner und Gontard zu einem Gespräch unter vier Augen zurück.

Eine halbe Stunde später alarmiert Gontard sämtliche Dienststellen der Gestapo, der Sicherheitspolizei und des SD in Tirol.

Sämtliche Männer haben sich unter Waffen sofort zu einem Sondereinsatz bereit zu halten ...

Die gleichen Befehle schickt Kaltenbrunner nach Bozen und zum Chef der Sicherheitspolizei und des SD für Italien, SS-Gruppenführer Dr. Harster in Verona.

Die Falle, in die Wolff gehen soll, ist aufgestellt.

Zwei Stunden danach trifft in Innsbruck die Antwort Wolffs ein: „Bin leider unabkömmlich. Schlage Besprechung in Fasano vor."

Kaltenbrunner läßt zurückfunken: „Auf erneute Anordnung des Reichsführers sofort Besprechung in Innsbruck."

Und jetzt beginnt ein dramatischer Kampf zwischen der mächtigen Gruppe des SS-Generals Wolff und dem allmächtigen Chef des Reichssicherheitshauptamtes.

Ein Kampf um Leben und Tod ...

(Fortsetzung folgt)



Überrascht blieb Dronte unter der Tür stehen. Sein Todfeind, der geheimnisvolle Chinese Tschu, hatte es sich in einem Sessel bequem gemacht. „Bleiben Sie ruhig mit Ihrem Vogel sitzen", sagte Dronte. „Fühlen Sie sich wie zu Hause."

gekűßt ist halb gewonnen

Ein Peter Dronte-Bericht

Dem Chefreporter Peter Dronte wird allmählich der Boden unter den Füßen zu heiß. Eine Bande von Waffenschiebern jagt ihn auf der Südsee-Insel Bali. Ihn und die blonde, bildhübsche Nicole Balaschow, durch die Dronte den Waffenhändlern hinter die Schliche gekommen ist. Der Gangsterboß Fray setzt den Reporter durch einen Schraubenschlüssel vorübergehend außer Gefecht. Der alte Chinese Tschu und die raffinierte Amerikanerin Regina Williams ballern mit Pistolen hinter ihm her. Ein rothaariger, baumlanger Kerl verwickelt ihn in einen Zweikampf. Und als ihm auch noch Frays Fahrer mit einem Trommelrevolver auf den Leib rückt, hat Dronte von der Romantik der Insel genug. Er setzt sich mit Nicole in ein Lokal und bestürmt sie, gemeinsam mit ihm im nächsten Flugzeug nach Singapur zu fliegen. Da fährt draußen ein Taxi vor. In ihr sitzt Drontes Freund und Kollege Franz Buchner. Peter läuft auf die Straße. Als er eine Minute später mit Franz Buchner wieder hereinkommt, ist Nicole Balaschow verschwunden ...

Ich starrte ungläubig auf den Tisch, an dem wir gesessen hatten. Die Visitenkarte mit den russischen Schriftzeichen lag noch da, die Nicole mir als Tauschobjekt für Regina Williams gegeben hatte.

Der dicke Wirt watschelte heran.

Ich nahm die Karte vom Tisch, bückte mich und steckte sie in meinen Schuh.

„Schönen Gruß von der Frau", schnatterte der Wirt. „Sie ist durch die Hintertür weggegangen und wünscht Ihnen gute Reise."

Ich steckte meinen Zeigefinger hinter seinen frisch gestärkten Hemdkragen, was ihn dazu veranlaßte, seine Meinung über die Zweckmäßigkeit europäischer Kleidung zu revidieren.

„Ist sie allein gegangen oder haben zwei Kerle ihr nachgeholfen?" fragte ich und dachte an die beiden Männer aus dem weißen Jeep.

„Sie ist ganz allein gegangen, Herr", versicherte der Dicke, nach Atem ringend. „Vorher hat sie nur telefoniert."

„Mit wem?"

„Das konnte ich nicht hören. Aber es war nur ganz kurz, Herr."

Ich ließ ihn los und zahlte, ohne zu murren, obwohl er offensichtlich ein neues Oberhemd mit auf die Rechnung setzte.

Franz Buchner ging mit mir zu einem Taxi, das vor der Kneipe wartete. Wir stiegen ein.

„Zum Bali-Hotel", sagte ich.

Franz dirigierte den Fahrer bis vor den kleinen Bungalow im Hotelpark, den er bewohnte. Ich ließ den Fahrer warten.

Drinnen im Wohn-Schlafzimmer summte die Klimaanlage. Es war angenehm kühl. Franz holte eine Whiskyflasche aus dem Kleiderschrank. Mit einem Glas in der Hand kann man besser nachdenken.

„Die verdammte Katze!" sagte ich inbrünstig.

„Sie hat dich ganz schön auf den Arm genommen, was?" feixte er.

Ich gab ihm recht, indem ich schwieg.

„Dann steigen wir also aus dem Spielchen nicht aus?" fragte er.

„Natürlich nicht", sagte ich. „Jetzt steigen wir erst richtig ein. Wir müssen vorher nur feststellen, was Trumpf ist."

„Blond ist immer Trumpf", sagte Franz spontan, und wir tranken uns erneut zu.

Nicole hatte mir gesagt, daß ich der einzige Mensch auf Bali wäre, dem sie vertrauen könnte. Aber mit wem hatte sie dann telefoniert? Und warum war sie von der Bildfläche verschwunden?

„Wir müssen uns von außen an den Kern der Sache vorarbeiten", überlegte ich laut. „Ein unbestimmtes Gefühl sagt mir, daß Nicole zumindest in einem Punkt nicht gelogen hat, nämlich daß Fray mit Waffen handelt. Uns fehlt nur noch der Überblick, wie die einzelnen Figuren zusammenhängen. Was hat Fray mit Regina Williams zu tun? Warum veranstaltet die Dame erst gemeinsam mit Tschu eine Treibjagd auf mich und schießt dann auf ihn? Was hat der Chinese überhaupt in dieser Affäre zu suchen?"

„Geld", sagte Franz. „Chinesen suchen immer Geld. Oder einen Platz, wo sie ein chinesisches Restaurant aufmachen können."

Ich wollte etwas sagen, da legte er warnend seine Hand auf meinen Arm: „Verschütte deinen Whisky nicht", sagte er flüsternd. „Aber da draußen geht ein Chinese mit einem Vogelkäfig."

Ich blickte aus dem Fenster, sprang auf und verschüttete den Whisky. Nur zwanzig Meter von mir entfernt marschierte Mr. Tschu mit Jong im Käfig über einen asphaltierten Parkweg. Hinter ihm fuhr ein Taxi.

Und neben ihm ging Fray.

Die beiden unterhielten sich mehr auf- als angeregt. Zwischen unserem Bungalow und dem Haupthaus des Hotels blieben sie stehen und verabschiedeten sich mit Händeschütteln und einer Serie von Verbeugungen. Fray ging auf das Taxi zu.

„Nimm unser Taxi und fahr hinter ihm her", sagte ich zu Franz.

„Aber ich muß doch in einer Stunde beim Radscha von Tjandana sein", wandte er ein. „In einem Palast am Stadtrand."

„Das erledige ich für dich."

Ich drängte ihn nach draußen. Unser Fahrer hatte bereits bemerkt, daß wir immer in Eile waren. Er ließ den Motor schon an, als ich von innen die Türklinke runterdrückte.

„Wo treffen wir uns wieder?" fragte Franz.

„Hier in deinem Hotelbungalow. Sei vorsichtig. Fray ist so gefährlich wie ein halbes Pfund Dynamit."

„Dann platzt er, wenn ich ihm Feuer gebe", grinste Franz, murmelte ein paar Worte auf malaiisch mit dem Fahrer und brauste ab.

*

Der Palast des Fürsten von Tjandana lag in jenem Teil von Den Pasar, wo sich Stadt und Land gegenüberstehen und nicht so recht wissen, wo sie sich die Hand geben sollen.

Palast ist wohl nicht der richtige Ausdruck, denn es handelt sich um eine ganze Zahl von Gebäuden, die ihre Dächer über die hohe, mit grünlasierten chinesischen Fliesen verzierte Umfassungsmauer streckten.

Ein wuchtiges Tor, rechts und links von meterhohen steinernen Fratzen bewacht, führte in den ersten Hof. Obwohl der Eingang breit genug war, um einen Möbelwagen durchzulassen, konnte man nicht in den Hof sehen. Nur ein Meter hinter dem Tor erhob

Gut geküßt ist halb gewonnen

sich nämlich eine Mauer, die noch ein ganzes Stück breiter und höher war.

Die Balinesen glauben, daß böse Geister und Hexen nicht um die Ecke gehen können. Darum machen sie ihre Haustüren mit solchen Schutzmauern geistersicher.

Der erste Hof war halb so groß wie ein Fußballplatz. An den Mauern standen kleine Hütten und Schuppen mit überhängenden Grasdächern. Es wimmelte so von Kindern, daß Wuermeling seine Freude daran gehabt hätte. Vor mir lag eine nach allen Seiten offene Empfangshalle unter einem wuchtigen Dach.

Davor schoben zwei Eingeborene Wache. Einer trug eine Lanze, der andere einen Kris. Sie waren größer als alle Balinesen, die ich bisher gesehen hatte, und ihre Gesichter waren härter und ohne Lachfalten.

Sie warteten, bis eine grunzende schwarze Sau mit einem Dutzend Ferkel den Weg freigegeben hatte. Dann kamen sie auf mich zu.

„Orang Djerman?" fragte der Lanzenträger.

„Orang Djerman", bestätigte ich, denn warum sollte ich nicht zugeben, daß ich ein deutscher Mann war.

Er wies zeremoniell auf den Kristräger und dann auf das Tor, das in den zweiten Hof führte.

Jetzt wußte ich endlich, warum es Hofstaat heißt.

Wir gingen durch den zweiten Hof mit seinen Palmen, Kambodschabäumen und Hütten. Dann kam der dritte Hof. Hier herrschte eine paradiesische Stille, die nur durch das Rauschen der hohen Palmen unterbrochen wurde.

In der Mitte des Hofes stand auf hohen Stelzen das Haus des Radschas. Von einer breiten Veranda führten vergoldete Türen ins Innere des schlichten Heims. Ich kletterte die verzierte Steintreppe empor und wurde von einem weißhaarigen Herrn in einem knallgelben Sarong in Empfang genommen.

Er murmelte: „Willkommen!"

Ich murmelte dasselbe und folgte ihm durch eine der goldenen Schwingtüren in eine Halle, die wie die Bali-Abteilung des Völkerkundemuseums eingerichtet war, nur etwas kompletter.

Vor einem Fenster an der anderen Seite des Raumes saß ein jüngerer Mann mit untergeschlagenen Beinen auf einem kleinen Podest und einem chinesischen Seidenteppich. Er trug einen blutroten Sarong, der mit Goldfäden durchwirkt war, und an seinem linken Handgelenk ein breites Armband aus schwarzen Korallen.

Auch Regina Williams hatte gestern einen blutroten Sarong mit Goldfäden getragen. Und ein schwarzes Korallenarmband . . .

Der Hofmarschall an meiner Seite murmelte ein paar Worte und verzog sich.

Ich verbeugte mich schweigend.

Der Radscha lächelte mich an und wies einladend auf ein Lederkissen.

„Bitte nehmen Sie Platz", sagte er in akzentfreiem Englisch. Er war Mitte Dreißig, noch größer als seine beiden Leibwächter, trug einen schwarz-goldenen Turban und hatte hellblaue Augen in einem bronzebraunen Gesicht.

„Ich bin dabei, eine große Artikelserie über Indonesien zu schreiben", log ich fließend. „Was mich in dieser paradiesischen Inselrepublik wundert, ist die Tatsache, daß es in allen Teilen des Landes Aufstände gegen die Zentralregierung gibt. Nur Bali scheint davon verschont zu sein."

Die Augen des Radschas blitzten auf. „Wir Balinesen sind wie unsere Vulkane. Wir schweigen lange, aber wenn unsere Geduld einmal reißt, dann ist die Wut der Menschen so wenig zu zügeln wie der Lavafluß unserer heiligen Berge."

Der Fürst sprach mit glühender Überzeugung, und ich erinnerte mich daran, daß die Balinesen bis in dieses Jahrhundert hinein den Holländern die blutigsten Kriege geliefert hatten.

„Daß es in Indonesien Aufstände gegen die Zentralregierung gibt, kann Sie nicht wundern", fuhr er fort. „Denn dieser Staat besteht aus zehntausend Inseln, auf denen zweihundert Sprachen gesprochen werden. Alle diese Inseln sollen sich den Herren in Djakarta unterordnen, diesen Politikern und Bürokraten, die nichts können als schwätzen."

„Sie gehen ganz schön ran", sagte ich.

Er lächelte sparsam. „Ich habe mir jedes Wort genau überlegt. Sie können mich wörtlich zitieren."

Er verbeugte sich im Sitzen.

Ich verbeugte mich ebenfalls, nur nicht ganz so elegant wie er.

„Wenn man Sie hört", sagte ich, „sollte man meinen, daß es den Menschen auf Bali nicht besser geht als in der Zeit vor der Befreiung."

Der Radscha lachte, aber ohne Freude. „Es geht uns schlechter", sagte er. „Ich würde das in Kauf nehmen, wenn wir wirklich frei wären. Aber statt der Holländer beherrschen uns jetzt die Bürokraten aus Java, die für jeden Strich, den sie von Amts wegen tun müssen, bestochen werden wollen."

Ein Hüsteln ließ mich herumfahren.

An der Tür stand der weißhaarige Hofmarschall. Er verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll fast bis zum Fußboden.

Der Radscha winkte ihn zu sich heran.

Der alte Würdenträger senkte seine Stimme zu einem Flüstern. Ich verstand nur zwei Worte: Benua und Fray.

Benua war der Hafen, wo ich vor ein paar Stunden Nicole wiedergetroffen hatte. Und zu Fray erübrigte sich wohl jeder Kommentar.

Der Fürst sprang elastisch auf die Beine. Ich tat es ihm gleich, machte aber schnell zwei Schritte nach rückwärts, um von außen nicht gesehen zu werden.

Teppichwitz Nr. 811

Denn draußen unter dem Fenster ging gerade Mr. Tschu vorbei. Ohne Vogelkäfig.

Der Radscha hielt meinen Sprung rückwärts für einen mißlungenen Versuch zur Wahrung höfischer Etikette und lächelte nachsichtig.

„Merken Sie sich bitte jedes Wort, das ich gesagt habe", erklärte er. „In wenigen Stunden werden Sie die volle Bedeutung unseres Gespräches erfassen."

Ich hielt es für besser, ihn nicht darüber aufzuklären, daß ich dafür keine Stunden brauchte. Der Radscha bereitete einen Aufstand vor, das war klar.

Kopfzerbrechen machte mir nur der Gedanke, daß ich an Mr. Tschu vorbei mußte, wenn ich das Haus auf demselben Weg verließ, wie ich gekommen war. Dann würde ich nämlich nicht weit kommen.

„Darf ich auch jenen Teil des Palastes sehen, der hinter diesem Hof liegt?" fragte ich mit Touristenneugier.

„Natürlich", murmelte der Radscha, gab dem Alten einen Befehl und mir, nach kurzem Zögern, die Hand.

Ich war entlassen.

Während der Fürst auf seinem Teppich blieb, führte mich sein Protokollchef zur hinteren Treppe des Hauses. Er klatschte in die Hände. Ein Boy tauchte auf und geleitete mich über den vierten Hof, in dem sich die große Küche und die Stallungen befanden, zum rückwärtigen Ausgang des Palastes.

Neben dem Tor parkten zwei schneeweiße amerikanische Straßenkreuzer, auf deren Vordertüren goldene Kronen leuchteten. Genauso war der Jeep ausstaffiert gewesen, der Nicole und mich verfolgt hatte.

Seine Hoheit der Radscha von Tjandana wußte noch nicht, daß er einen Fahrer weniger hatte . . .

Ich ging eilig an der Mauer entlang zum Vorderportal, stieg in mein dort wartendes Taxi und warf einen Blick auf die Uhr. In einer halben Stunde flog die Maschine nach Djakarta.

„Zum Flughafen", sagte ich.

Fünfzehn Minuten später war ich da. Hinter dem hohen Drahtzaun wurde gerade eine Zweimotorige aufgetankt. Auf einem blauen Streifen stand „Garuda Indonesian Airways". Es war die Maschine nach Djakarta.

Ich stieg aus, ließ das Taxi wieder warten und ging in das langgestreckte weiße Flughafengebäude.

Ich sah mich um, halb in der Hoffnung, daß Nicole hier sein würde. Ein paar weiße Touristen standen wartend neben ihrem Gepäck. Auf den Bänken saßen Geschäftsleute und Bürokraten aus der Hauptstadt. Von Nicole keine Spur.

Ich ging zum Schalter der Indonesischen Luftlinie. Dahinter stand ein junger Balinese, der trotz Jacke und Schlips überraschend frisch wirkte.

Er lächelte mich an. „Sind Sie Herr Dronte?"

Jetzt wußte ich, wie man sich fühlt, wenn man vom Blitz getroffen wird. Ich war so benommen, daß ich nickte.

„Es tut mir leid", sagte der Junge bedauernd. „Aber ganz Bali hat es sich anscheinend in den Kopf gesetzt, mit dieser Maschine zu fliegen. Ich habe der Dame ausdrücklich gesagt, daß ich den Platz für Sie nur bis halb vier reservieren konnte. Jetzt ist es zehn vor vier . . ."

„Welcher Dame?" unterbrach ich ihn. Ich mußte mich räuspern, so belegt war meine Stimme plötzlich.

„Der Dame, die in Ihrem Auftrag angerufen hat", antwortete er erstaunt.

„Ach ja", sagte ich. „Sie sollte Sie vor etwas mehr als zwei Stunden anrufen."

Der junge Mann nickte. „Das hat sie auch. Sie wollte eigentlich zwei Plätze reservieren, aber als sie erfuhr, daß nur noch einer frei war, hat sie mich angewiesen, die Buchung auf Ihren Namen vorzunehmen. Leider mußte ich . . ."

Ich kam mir so dämlich vor wie ein Witz aus dem vergangenen Jahr. Was hatte ich Nicole nicht alles für dunkle Absichten unterschoben. Und jetzt stellte sich heraus, daß sie nicht nur logisch, sondern auch verliebt war. Sie wollte mich in Sicherheit bringen . . .

Während ich mit Franz auf der Straße herumparlierte, hatte sie den Flughafen angerufen, um zwei Plätze zu reservieren. Dieser junge Luftlinien-Angestellte war der rätselhafte Gesprächspartner gewesen, der mich auf die höchste Palme von Bali gebracht hatte.

Und als sie erfuhr, daß nur noch ein Platz frei war, da ließ sie ihn für mich reservieren, damit ich endlich aus diesem Dreck herauskam.

Wenn das nicht reinste Nächstenliebe war . . .

Ich versicherte dem jungen Balinesen, daß ich ihm keinerlei Vorwürfe machen wollte und könnte. Aber in Gedanken war ich bei Nicole. Ich sah ihre nachdenklichen hellen Augen und hörte das kleine Liebeslied, das ihre Ohrringe sangen, wenn sie den Kopf bewegte.

Ich war in dieses Mädchen verknallt bis über den Horizont. Und ich war es gern.

Langsam ging ich auf den Ausgang der Halle zu. Plötzlich änderte ich aber meine Pläne, enterte die Herrentoilette und stellte mich hinter die Tür.

Vor dem Gebäude hielt der Bus der Luftlinie. Und um diesen Bus herum war gerade der lange, rothaarige Engländer gekommen, mit dem ich am Vormittag die Stierkampf-Variation auf der Pier von Benua geprobt hatte.

(Fortsetzung Seite 26)

Burghard von Reznicek:

PS-Geflüster



„Genau dieses Grün, knielang, ganz auf Figur, schwarze Knöpfe . . ."

Allround-Tankwarte

In den Vereinigten Staaten kann man vor Beginn einer Autobahn-Fernfahrt bei jedem Tankwart eine Lebensversicherung abschließen. Die Prämie wird dabei sofort in bar entrichtet. Jetzt haben die Tankwarte darum gebeten, daß neben ihren Zapfsäulen Versicherungsautomaten aufgestellt werden, wie sie in den Flughäfen bereits in Betrieb sind.

Auf einen Blick

Die englische Firma Key-Leather hat unter dem Namen „Safebrake" ein Bremsprüfgerät entwickelt, dessen Skala genau den Wirkungsgrad der Bremsen anzeigt. Der Apparat gibt zugleich auch Auskunft, ob die Bremsen nachgesehen oder erneuert werden müssen.

Motortip für alle

Beim Kaltstart Ihres Wagens benötigt der ausgekühlte Motor ein Benzinluftgemisch mit hohem Benzingehalt. Sie erreichen dies, wenn Sie zuerst den Starter ziehen und dann den Anlasserknopf betätigen. Treten Sie aber nicht gleichzeitig auf das Gaspedal. Sie dürfen erst Gas geben, wenn der Motor angesprungen ist. Und auch dann dürfen Sie den Motor nicht auf hohe Touren jagen. Denn das schadet ihm. Vermeiden Sie ebenso, ihn zum Aufwärmen allzulange im Leerlauf drehen zu lassen. Fahren Sie statt dessen langsam an, und schalten Sie nach kurzer Fahrt vom 1. in den 2. Gang. Der Starter wird — bei Viertaktern — erst allmählich wieder eingeschoben. Auf diese Weise erreicht der Motor die notwendige Wärme. Erst danach schadet es nicht mehr, wenn Sie Vollgas geben.

Musik für Autobahnfahrer

Köln wird in zwei bis drei Jahren die meisten Autobahnauffahrten von allen Städten der Bundesrepublik haben. Heute sind es bereits dreizehn. Bis zur Fertigstellung des Nordwestringes werden es achtzehn sein.

Kunststoffgitter gegen Blendgefahr

An mehreren Stellen der im Bau befindlichen Hamburger Autobahn-Umgehung werden auf dem Mittelstreifen olivgrüne Kunststoffgitter zum Schutz gegen die Blendgefahr von der Gegenfahrbahn errichtet. Versuche mit verschiedenartigen Abschirmungen haben ergeben, daß mattgrüne Gitter die Augen der Fahrer am wenigsten ermüden.

Verkehrssünder am Pranger

In dem amerikanischen Staat Pennsylvania hat die Polizei eine auffällige Markierung für alle Autofahrer eingeführt, die gegen Verkehrsbestimmungen verstoßen haben. Sie läßt an den Wagen der Bestraften die Vorderräder mit gelber Farbe überspritzen. Unabhängig davon wird eine hohe Geldstrafe eingezogen.

Bremse für Betrüger

Für die westdeutschen Auto-Verleihunternehmen hat das Bundeskriminalamt eine Betrügerkartei eingerichtet. Taucht ein neuer Schwindler auf, so werden sofort alle Vermieter von Personenwagen unterrichtet.



Der Mann mit der goldenen Hand

Zu den hoffnungsvollsten deutschen Nachwuchsfahrern gehört der 24jährige Egon Evertz aus Solingen. Auf seinem Auto Union 1000 (Bild) errang er im gerade abgelaufenen Jahr drei Meisterschaften. Er wurde Deutscher Rallye-Meister, Meister der Tourenwagenklasse und im Rundstreckenrennen. Neben seiner Arbeit als Inhaber eines Schweißereibetriebes kennt Evertz nur zwei Dinge: schnelle Wagen lenken und gute Geigen spielen. Für beides benötigt er eine feinnervige Hand.



Pionier von vorgestern

Wie ein Symbol für den Wiederaufstieg aus der Inflationszeit nach dem ersten Weltkrieg tauchte damals auf den deutschen Straßen ein kleiner, grüner Zweisitzer auf: der 4/12 PS Opel. Das Wägelchen, das jedermann sofort „Laubfrosch" nannte, wurde über Nacht so populär wie wenige andere Autos. Es hatte einen Vierzylindermotor, Magnetzündung, Druckschmierung, elektrischen Anlasser, Innenschaltung, Termosyphonkühlung, Scheibenkupplung und lief mühelos 70 Kilometerstunden.

Vorbild seit 2000 Jahren

Das Straßennetz des römischen Imperiums kann sich seinem Umfang nach durchaus neben dem Straßenbau unserer Zeit sehen lassen. Von der Nordsee bis Sizilien, vom Rhein bis Gibraltar, von Österreich bis Byzanz führten etwa 80 000 Kilometer fester Heeres- und Handelsstraßen, die jahrhundertelang befahren wurden.

Rollende Leinwand

Ein norwegischer Filmverleih führt seit zehn Jahren in Hunderten von kleinen Fischerdörfern und einsamen Siedlungen Filme vor. 1950 bestand der Wagenpark des Unternehmens aus fünf VW-Transportern. Unterdessen ist er auf dreißig Wagen aus Wolfsburg angewachsen. Die Fahrzeuge legen zusammen jährlich über 800 000 Kilometer zurück. Insgesamt wurden bisher 172 000 Filmvorstellungen durchgeführt.

Alles fürs Baby

Für Mütter, die im Auto reisen, hat eine amerikanische Firma ein Gerät zum Aufwärmen oder Kühlen von Babyflaschen entwickelt. Der Apparat kann am Zigarrenanzünder des Wagens angeschlossen und auf Kühlung oder Heizung eingestellt werden. Ein langes Kabel ermöglicht es, das Gerät an jedem beliebigen Platz im Wagen unterzubringen.



Unfallhefte in Frankreich

Französische Versicherungen erproben zur Zeit eine neue Methode zur schnelleren Registrierung von Unfallschäden. Jeder Versicherte erhält ein Unfallheft, in dem alle Schäden mit Durchschlag vermerkt werden. Wenn ein Unfall passiert, unterschreiben die beteiligten Fahrer den Durchschlag und schicken ihn der Versicherung ein. Dieses Dokument gilt nur für die Versicherung und nicht für die Polizei und Verhandlungen vor Gericht.

◀ Baby aus Frankreich

In neuem Kostüm stellt sich der unverwüstliche Citroën 2 CV vor. Die Motorhaube ist jetzt glatt und weit nach vorn heruntergezogen. Ihren vorderen Abschluß bilden fünf Rippen. Darunter, aber noch in die Motorhaube, ist das Nummernschild eingebaut. An den Seiten wurden wirksame Entlüfter ausgespart.

Stadtplan Ruhrgebiet

Die BV-Aral hat jetzt eine neuartige Spezialkarte vom Ruhrgebiet herausgebracht, auf der alle wichtigen Straßen in den Städten mit dem Namen verzeichnet sind. Ebenso kann man Bahnhöfe, Flughäfen, Industriewerke, Sportplätze, Tankstellen, Parkplätze, die Auf- und Abfahrten zu Autobahnen und die Rasthäuser sehr leicht auf der Karte finden. Auch die Entfernungen zwischen den Städten sind angegeben. Preis: eine Mark.

In Nr. 38/1958 schrieb die

NEUE JLLUSTRIERTE

unter der Überschrift

„Der Schnupfen in der Maske"

unter anderem:

„Es wird auch ohne Tropfen oder Pillen besser. Tragen Sie zu Hause drei Stunden lang die Maske. Dann sehen wir weiter." Meist beendet ein Kölner Arzt mit diesen Worten die Untersuchung seiner Kranken, die wegen eines Schnupfens oder einer Erkältungsbronchitis zu ihm gekommen sind.

Zu Hause in seinen vier Wänden stülpt sich der Patient die kleine Inhalationsmaske über die Nase und schließt sie an den elektrischen Strom an.

Dadurch begibt er sich gewissermaßen ans Mittelmeer und genießt die heilsame, hohe, trockene Temperatur des dortigen Klimas.

Es ist merkwürdig, daß die Ärzte diese Bedingungen nicht schon längst auf eine einfache Weise nachgeahmt haben.

Dem Kölner Arzt kam es vor allem darauf an, die Trockenheit der Luft in den Mittelmeerländern künstlich zu schaffen. Das ist möglich geworden durch die Maske, an der ein kleiner Zylinder angebracht ist, in dem sich ein Wärme-Element befindet.

Dieses Element wird von elektrischem Strom beheizt. Es kann auf verschiedene Temperaturen geschaltet werden. Auf eine sehr einfache Weise kann auch ätherisches Öl mit seiner guten Wirkung auf die Schleimhäute zusätzlich beigefügt werden. Das Gerät bringt die Luft — entsprechend der Anordnung des Arztes — auf eine Temperatur zwischen 38 und 55 Grad.

Meistens geben die Ärzte den Rat, die Maske drei Stunden lang hintereinander zu tragen. Danach ist der Erkältungsschnupfen verschwunden.

Verblüffende Erfolge haben sich durch die Behandlung mit der Maske auch bei Bronchitis, bei Husten und Heiserkeit, bei manchen Formen von Halsentzündung und auch bei Nebenhöhlenerkrankungen eingestellt. In manchen dieser Fälle mußte mehrere Tage je ein paar Stunden lang durch die Maske geatmet werden.

Bei einer Prüfung des Gerätes an über tausend Patienten mit Erkältungsbeschwerden gab es fast keine Versager. Zuweilen half es sogar bei Asthma und Heuschnupfen.

Besonders erfreulich sind die oft günstigen Wirkungen der Maske bei Nebenhöhlenerkrankungen, den sogenannten Stirnhöhlenkatarrhen. Denn diese Krankheit widersteht sonst sehr vielen Behandlungsarten. Deshalb muß häufig operiert werden, um den Kranken von dem hartnäckigen Leiden zu befreien.

In einer ganzen Reihe von Fällen, bei denen schon eine Operation erwogen war, ging die Entzündung durch die Maskenatmung zurück und klang ab. Zu einer endgültigen Heilung kommt es allerdings nur dann, wenn eine sorgfältige, wochenlange Nachbehandlung mit dem Gerät durchgeführt wird.

Eine uralte Heilerfahrung wurde hier in moderner Form wiedererweckt. Und da man mit Hilfe dieses Gerätes Erkältungskrankheiten im Bereiche der Atemwege geradezu schlagartig heilen kann, ist mit der Maske ein lang ersehntes Ziel erreicht.

Sicherlich wird man in Zukunft von dieser überzeugenden Methode noch mehr erfahren, da es sich gezeigt hat, daß sie nicht nur bei akuten Erkältungskrankheiten hilft.

Nach wie vor ist die Erkältung

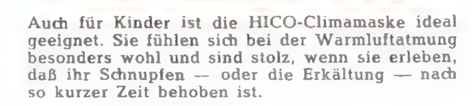
Deutschlands teuerste Krankheit

Nach den Vorjahrsstatistiken stiegen die Erkältungskrankheiten um mehr als das Sechsfache an. Wir nehmen unsere „normalen" Wintererkältungen fast als „unvermeidbares Übel" hin, ohne daran zu denken, daß auch Bagatellinfektionen oft zu langwierigen Leiden führen können ... In Wahrheit sind die Folgen der immer wieder auftretenden Erkältungen verheerend: Sie verursachen mehr Arbeitsausfall als irgendeine andere Krankheit. Mit einem jährlichen Verlust von weit über 200 Millionen Arbeitsstunden hält die Erkältung — angefangen beim einfachen Schnupfen — den absoluten Rekord. Dem Volksvermögen gehen dadurch jährlich fast 400 Millionen Mark verloren! Nicht einmal eingerechnet in diese Statistik sind naturgemäß die Erkrankungen von Millionen Hausfrauen sowie der Nichtberufstätigen. Vielleicht ist die „Warmluft-Therapie" — die Erfindung eines deutschen Arztes — der erste Schritt dazu, künftig die Gefahren der Erkältungsviren zu mindern oder gar zu bannen, um damit uns allen einen wirksamen Schutz zu bieten ...

Namhafte medizinische Publizisten und bedeutende medizinische Fachzeitschriften in der ganzen Welt — in Deutschland u. a. „Ärztliche Praxis", „Münchener Medizinische Wochenschrift" und „Therapie der Gegenwart" — berichteten im letzten Jahr über ein neues deutsches Heilgerät, das im Begriff steht, sich bei der Behandlung akuter und chronischer Erkältungskrankheiten erfolgreich durchzusetzen: die HICO-Climamaske. Sie besteht im wesentlichen aus einem Plastikkörper mit Wärme-Element und einem Stufenschalter. Die nach der Therapie des Kölner Arztes Dr. med. Dobbelstein einzuatmende Luft wird regulierbar erwärmt und strömt in eine Atemmaske, aus der man die beliebig temperierte, trockene Warmluft unter Zusatz hochwertiger ätherischer Öle auf angenehmste Weise einatmen kann. Die Heilerfolge durch Warmluftatmung grenzen ans Wunderbare: Wer einen frischen Schnupfen bekommt, ist mit der HICO-Climamaske oft schon in kurzer Zeit geheilt. Auch bei Erkältungsbronchitis und bei Asthma-Bronchitis als Erkältungsfolge sind die Erfolge überzeugend: Wer sich die Zeit nimmt und jeden Abend etwa eine Stunde Warmluft mit der HICO-Climamaske atmet, verliert sein Leiden oft auch dann, wenn er jahrelang davon gequält wurde. Mit der HICO-Climamaske bringt man jedoch nicht nur Warmluft an die Entzündungsherde heran: Zusätzlich ist diese Luft mit wertvollen ätherischen Ölen angereichert. Damit wurde der Natur das letzte Geheimnis abgelauscht, denn die Extrakte aus Tannen, Latschenkiefern, Wacholder, Kamille, Pfefferminze usw. werden hier gleichzeitig wirksam gemacht. — In einem medizinischen Gutachten über die Behandlung mit der HICO-Climamaske heißt es: „Man hat mit Erfolg versucht, in Kammern oder Bergwerksstollen und Stollen ein günstigeres Klima nachzuahmen. Es war daher naheliegend, mit möglichst einfachen Mitteln in optimaler Annäherung diese klimatischen Verhältnisse (trockene und gleichzeitig warme Luft) nachzuahmen ... Gute Erfolge konnten bei 32 Patienten mit akuter oder chronischer Bronchitis beobachtet werden ..."



Warmluftatmung läßt sich selbst dann bequem durchführen, wenn man schreibt oder liest. Ein Kopfhalter ermöglicht den Gebrauch sogar beim Fernsehen oder nachts beim Schlafen.



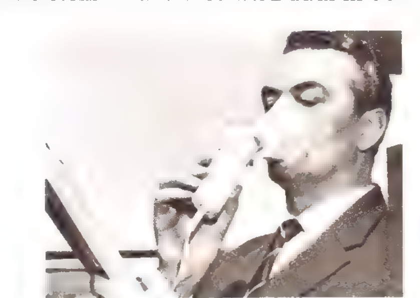
Auch für Kinder ist die HICO-Climamaske ideal geeignet. Sie fühlen sich bei der Warmluftatmung besonders wohl und sind stolz, wenn sie erleben, daß ihr Schnupfen — oder die Erkältung — nach so kurzer Zeit behoben ist.



DORT in irgendeinem südlichen Heilklima müßte man sich jetzt in diesen grauen, naßkalten Wintertagen aufhalten können . . . so wie es die Ärzte seit jeher bei Erkältungserkrankungen der Atemwege immer wieder verordnen. Diese jahrtausendealte, bewährte Therapieform ist heute praktisch für jeden anwendbar, seit wir heilende Wärme, so etwa, wie wir sie in Ägypten vorfinden, mittels einer „Climamaske" bequem zu Hause aus der Steckdose an die entzündeten Atemwege heranbringen können.

Neue Therapie revolutioniert die Behandlung...

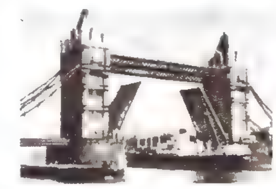
Wenn die Wissenschaft auch noch kein Allheilmittel gegen die Erkältungserkrankungen kennt, so bemühte man sich doch in den letzten Jahren, die Gefahren dieser oft zu Epidemien anwachsenden Krankheiten weitgehend einzudämmen. Hierbei leistete der Kölner Arzt Dr. med. Dobbelstein mit seiner Anregung zu einer „Climamaske" ohne Zweifel einen der bedeutsamsten wissenschaftlichen Beiträge der letzten Jahre. Seine Methode, durch Einatmen trockener, heilender Warmluft direkt bis an die entferntesten Winkel des Nasen- und Rachenraumes heranzubringen, setzte sich inzwischen in der ganzen Welt durch. Mit der nach seinen Anregungen geschaffenen HICO-Climamaske wurde endlich das „Spezial-Heizkissen" für den Atembereich geschaffen, auf das Millionen Menschen, die alljährlich mehrere Male von Schnupfen, Bronchial-Katarrh, von Asthma-Bronchitis nach Erkältungsinfektionen sowie von akuten Nasen- und Rachenraumentzündungen befallen werden, gewartet haben. Dabei ist die von Dr. Dobbelstein wiederentdeckte Wärmetherapie nicht einmal neu: Bereits die Ärzte des Altertums, wie Hippokrates, Galen, Celsus und Soranos, wiesen in ihren Schriften auf die heilsamen Kräfte eines Klimawechsels in südlichen Breitengraden hin. Das Verdienst des Dr. Dobbelstein — und dies wird auch in der



Fachwelt anerkannt — ist es, daß er damit eine jahrtausendealte und medizinisch unbestrittene Therapieform mit modernen technisch-physikalischen Mitteln der Vergessenheit entriß. Seine Ideen wurden von dem Kölner Fabrikanten Hans Hirtz, dem Schöpfer vieler elektromedizinischer Apparate, in eine genial-einfache technische Form gebracht: Die kaum 300 g schwere HICO-Climamaske bringt ohne nennenswerten finanziellen Aufwand in Minuten bequem aus der Steckdose die heilende Warmluft südlicher Länder, die uns bisher bei der Behandlung unserer so vielfältigen Wintererkältungen fehlte. Wenn auch die Richtsätze der deutschen Heilmittelwerbung die Zitierung von Heilerfolgen nicht gestatten, so darf doch gesagt werden: Hunderttausende in aller Welt erprobte Climamasken sind ein Beweis dafür, daß die Warmluft-Therapie ein echter Fortschritt im Kampf gegen die Erkältungskrankheiten ist.

Von Köln in alle Welt

gehen monatlich tausende HICO-Climamasken. Das Kölner Herstellerwerk besitzt das Deutsche Bundes-Patent sowie Auslandspatente in über 30 Ländern. Es gibt heute kaum ein Land der Welt, in dem die HICO-Climamaske nicht erfolgreich angewendet wird. So extrem dies auch klingt: Durch die HICO-Climamaske wurde Köln zum Großexporteur für südliches Heilklima! Man kann tatsächlich von einem Welterfolg der deutschen Warmluft-Therapie sprechen, die schon hunderttausenden Menschen bei der Behandlung hartnäckiger Erkältungskrankheiten und deren Folgen geholfen hat. — Nicht nur in Deutschland, auch im Ausland entstanden inzwischen eigene, moderne Produktionsstätten, wie in La Gacilly / Frankreich.



Frankreich steht nach der Bundesrepublik an der Spitze der erfolgreichsten Verkaufsländer. Ende vorigen Jahres wurden die ersten Climamasken auch nach England exportiert, und man ist dort überzeugt, daß diese neue Heilmethode auch dort — im „klassischen Land" der Bronchitis — ihren Weg machen wird.

Apotheken, Sanitätshäuser und Medizinaldrogerien, die sich für den Verkauf der HICO-Climamaske interessieren, wenden sich bitte an:

HIRTZ & CO. KG. · KÖLN · Alteburgerstr. 11 · Tel. 36181



Überall in der Welt, wo die HICO-Climamaske auf medizinischen Kongressen und Ausstellungen gezeigt wurde, erregte sie Aufsehen. Köln, Ursprungsstadt so vieler weltbekannter Erzeugnisse, hat mit der Climamaske ein neues, weltweites Erfolgsprodukt

Bei

Bronchitis und Asthma-Bronchitis als Erkältungsfolge

Schnupfen

Heuschnupfen

Nasen- und Rachenraum-Erkältungen:

Heilende Wärme!



Preis der kompletten Climamaske einschließlich 1 Flasche HICO-Pin und eines Kopfbandes, im Aufbewahrkarton . . . 34.50

Prospekt kostenlos

Kostenfreie Nachnahmelieferung durch

INTERMED GMBH. - KÖLN

KARTÄUSERWALL 3 (Eilaufträge: Tel. 3 61 81)

BESTELLUNG ✶ 30261

An Intermed GmbH., Köln, Kartäuserwall 3

Als Drucksache (Porto 7 Pf) einsenden

Ich bestelle hierdurch ——— Stück **HICO-Climamaske** anschlußfertig für 220/110 Volt Wechselstrom (nicht zutreffende Stromspannung streichen) mit einer Flasche HICO-Pin und Kopfband im Aufbewahrkarton zum Preis von **DM 34.50.** Lieferung durch kostenfreie Nachnahme.

Name ______________________

Ort ______________________

Straße ______________________

Lesezirkel-Leser bitte Postkarte benutzen

Gut geküßt ist halb gewonnen

(Fortsetzung von Seite 22)

Ob der Engländer mich ebenfalls gesehen hatte, wußte ich nicht. Aber abwechslungshalber konnte ein wenig Vorsicht ja nicht schaden.

Er hatte mich gesehen.

Die Tür zu dem stillen Örtchen ging auf und verdeckte mich. Ich zog schnell den innen steckenden Schlüssel ab.

Für einen Augenblick sah ich seinen Rücken und das rote Haar, als er auf die höchst privaten Kabinen am anderen Ende der Toilette zuging.

In seiner Stimme schwang ein unterdrücktes Lachen mit, als er an die Tür einer Kabine klopfte und sagte: „Kommen Sie ruhig raus, Sir. Dieses Versteck ist so alt wie die Arche Noah. Nur nicht so sicher . . ."

Er hörte meine Schritte hinter sich, aber bevor er sich von seiner Überraschung erholt hatte, war ich schon draußen, schloß die Tür ab, steckte den Schlüssel in meine Tasche und schlenderte nach draußen zu meinem Taxi.

Er tat mir etwas leid. Eine Toilette ist nicht gerade der schönste Aufenthaltsort für einen Herrn mit makellosem Oxford-Akzent. Vor allem bei sechsunddreißig Grad im Schatten.

„Kennst du das Haus der Amerikanerin Regina Williams bei Sanur?" fragte ich meinen Fahrer beim Einsteigen.

Er nickte grinsend. Jeder Mann in fünfzig Kilometer Umkreis kannte dieses Haus. Aber nicht wegen seiner Architektur, sondern wegen ihrer.

Mein Taxi schlängelte sich über ein paar abkürzende Nebenwege. Wir passierten das Dorf und die Reisfelder, wo ich zwischen zwei Feuern gelegen hatte. Es war erst sechs Stunden her, aber mir kam es wie eine Ewigkeit vor.

Hundert Meter vor der Einfahrt zu Reginas Bungalow hieß ich den Fahrer am Straßenrand halten und warten. Es gibt Situationen, in denen man darauf verzichten soll, gebührend empfangen zu werden.

Ich bahnte mir einen Weg durch das dschungelähnliche Gestrüpp bis zur Umfassungsmauer des Grundstücks. Über mir kreiste langsam ein beutesuchender Habicht.

Ich riskierte einen Blick in den Hof. Reginas Cabrio stand vor der Doppelgarage. Ein rotgetupfter Gecko sonnte sich auf dem Kühler.

Ich schwang mich über die Mauer. Der Gecko hob alarmiert den Kopf und schrie: „Gecko, gecko!"

Solange er nicht „Dronte!" schrie, ließ er mich kalt.

Ich sprang die Verandastufen hinauf, klopfte an die Tür und wartete. Der Duft von Zitronengras hing in der Luft, schwer und betäubend.

Ich klopfte nochmals.

Dann drückte ich die Klinke hinunter. Die Tür war nicht abgeschlossen. Meine Bauchmuskeln zogen sich zusammen. Aber ich ging trotzdem rein.

Regina Williams war zu Hause.

Sie lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Teppich, auf dem sie gestern für mich getanzt hatte.

Ihr Rücken war gekrümmt wie der einer Katze. Ein Arm lag ausgestreckt neben ihr. Die Finger waren in den Teppich gekrallt. Und sie trug meine Jacke.

Ich beugte mich zu ihr hinunter und drehte sie vorsichtig um. Das war so, als wenn man einen Stein umkippt und die feuerroten Ameisen darunter freilegt. Der Teppich war vollgesogen mit Blut.

Es dauerte einen Augenblick, bis ich das Gefühl der Übelkeit wieder hinuntergewürgt hatte. Dann ergriff mich eiskalte Angst, richtige altmodische, pulsbeschleunigende Angst.

Ich knöpfte die Jacke auf. Das Innenfutter war scharlachrot. Ich zwang mich, in die Tasche zu greifen und den Paß herauszuziehen. Er war blutverklebt und von der Kugel durchlöchert.

Während ich ihr die Jacke auszog, gingen mir die Fragen durch den Kopf, die die Zollbeamten bei meiner Ausreise stellen würden, wenn sie diesen Paß sahen.



Ich wickelte die Jacke in ein paar Zeitungen ein, die neben dem Frühstückstisch auf dem Boden lagen. Dann ging ich ins Bad und wusch den Paß unter fließendem kaltem Wasser, bis die relativ frischen Blutflecken verschwunden waren.

Wieder im Wohnzimmer, nahm ich das Paket mit der Jacke unter den Arm. Es wurde Zeit, daß ich verschwand.

„Sie wollen doch nicht etwa gehen?" sagte da jemand hinter mir.

Ich drehte mich um. In der Tür stand Apollo Fray.

Er trug weder Hut noch Jacke, dafür aber eine Pistole. Sein Gesicht war gerötet und schweißüberströmt, an den Schuhen hingen dicke frische Erdklumpen, und er schnappte nach Luft wie der berühmte Fisch auf dem Trocknen.

„Hallo, Fray", sagte ich.

Seine blonden Brauen in dem brutalen Nußknackergesicht hoben sich. „Leute, die mich nicht gut kennen, nennen mich Mister Fray", schnaufte er.

„Machen Sie sich nichts draus", sagte ich. „Sie sehen aus, als wenn Sie ein Loch gebuddelt hätten."

„Ein Grab", berichtigte er mich. „Jetzt werden Sie es so groß machen, daß es für zwei reicht."

„Sind Sie lebensmüde?" fragte ich. In solchen Situationen kenne ich mich ein wenig aus. Man hat nur eine Chance, wenn der Gegner einen Fehler macht. Und Fehler macht er am leichtesten, wenn er wütend wird und die Beherrschung verliert.

Aber Fray wurde nicht wütend. Er wurde nur mißmutig. „Reden Sie keinen Stuß, Mister", grunzte er mit seiner Sandpapierstimme. „Hier stirbt nur einer, und das sind Sie."

Trotz der Sicherheit, die ihm die Pistole gab, war er deutlich nervös. Das gab mir meinen Lebensmut wieder zurück.

„Warum haben Sie mich dann gestern abend nicht umgelegt?" fragte ich.

„Ich bin kein Killer, sondern ein Geschäftsmann", belehrte er mich. „Ich lege nur jemanden um, wenn es unbedingt nötig ist. Gestern abend war es nicht nötig. Sie sind kein Geheimdienstschnüffler, sondern ein harmloser Tourist, der von dieser verdammten Balaschow nur als Briefträger benutzt werden sollte."

„Habe ich im Schlaf gesprochen, oder haben Sie das alles in meinen sprechenden Gesichtszügen gelesen?" erkundigte ich mich.

Die mißmutigen Falten um seinen breiten Mund verstärkten sich noch. „Das habe ich alles auf der Visitenkarte gelesen, die in Ihrem Taschentuch steckte."

„Geben Sie nicht so an", verwies ich ihn. „Sie können doch kein Russisch."

„Nein. Aber die Tatsache, daß das Mädchen russisch geschrieben hat, beweist, daß sie Ihnen nicht traute. Also waren Sie auch nicht vom Geheimdienst. Und folglich konnte ich Sie leben lassen."

Ich war darauf aus, Zeit zu gewinnen. „Ganz so überzeugt waren Sie anscheinend doch nicht von meiner Harmlosigkeit", sagte ich. „Sonst hätten Sie kaum Regina auf mich gehetzt."

Er gab das mit schöner Offenheit zu. „Diese Frau hatte ganz besondere Talente, Männer zum Sprechen zu bringen, selbst solche, die taubstumm geboren sind", sagte er mit einem scheuen Blick auf die regungslose Gestalt hinter mir. „Sie hat mich heute morgen angerufen und gesagt, daß Sie ein ahnungsloser Trottel sind. Von dem Augenblick an habe ich mich nicht mehr für Sie interessiert. Pech für Sie, daß Sie gerade jetzt hier auftauchen."

Regina Williams hatte den Dicken belogen. Wahrscheinlich hatte sie sich entschlossen, ein Geschäft auf eigene Faust zu machen. Sie war nicht weit damit gekommen.

Fray richtete sich auf. „Los, bringen Sie die Frau nach draußen", sagte er hart.

Ich rührte mich nicht. „Wenn es sich gestern nicht gelohnt hat, mich umzulegen, warum lohnt es sich dann heute?"

„Sie sind tatsächlich dämlich. Heute wissen Sie, daß die Dame ermordet worden ist."

„Und warum haben Sie sie ermordet?"

„Ich habe sie nicht ermordet!" brüllte er mich in plötzlicher Wut an. „Sie reden über Sachen, von denen Sie keine Ahnung haben, Mann! Die Williams muß jetzt verschwinden. Das wird niemanden hier auf der Insel wundern. Jeder weiß, wie exzentrisch sie war. Von Mord wird niemand reden. Und wenn, dann erst zu einer Zeit, wenn ich weit, weit weg bin."

Er ließ die Luft ab und wies mit der Pistole auf den Teppich. „Der muß auch verschwinden. Wickeln Sie sie da rein."

Er kam drohend auf mich zu. Ich bückte mich nach dem Teppich.

Da sah ich, wie zwei Beine auf weißen Socken durch die Tür kamen. Den Rest verdeckte Frays wuchtige Gestalt, aber ich konnte mir ihn auch so gut genug vorstellen. Denn die engen, weißen Röhrenhosen waren unten mit einem schwarzen Doppelsaum abgesteppt.

„Wo ist denn hier die Gasuhr?" fragte Franz laut.

Fray wollte sich rumdrehen. Aber Franz klopfte ihm nachdrücklich mit einer Ebenholzkeule auf die schweißglänzende Glatze, trat zurück und sah befriedigt zu, wie der wuchtige Kerl so langsam wie ein gefällter Baumriese zusammensackte.

Ich trat vorsichtshalber nach der Pistole, die knallend in eine Ecke flog, doch das war überflüssige Mühe. Fray hatte jegliches Interesse für seine Umwelt verloren.

Wir nahmen ihn an Armen und Beinen, schleppten ihn in Reginas Schlafzimmer und schlossen ihn dort in einen massiven Wandschrank ein.

Dann riß ich die Telefonleitung aus der Wand und klopfte Franz anerkennend auf die Schulter.

„Mein Hemd hat ganz schön geflattert", sagte ich. „In den letzten Minuten habe ich nicht mehr damit gerechnet, daß du noch auftauchen würdest. Ich dachte, er hätte dich unterwegs abgehängt."

„Mich hängt niemand ab", sagte Franz bescheiden. „Erst recht nicht so ein Zementkopf. Der hat doch nur 'nen Kopf, um seinen Hut draufzusetzen."

Wir marschierten nach draußen. Ich lief noch einmal zurück, um die eingepackte Jacke zu holen.

„Der Küchenjunge liegt übrigens hinter der Garage", sagte Franz und bot mir eine Zigarette an. „Auch erschossen."

„Fray behauptet . . ."

„Er kann es nicht gewesen sein", sagte Franz bestimmt. „Ich habe ihn keine Minute aus den Augen verloren. Zuerst bin ich hinter ihm her nach Benua gegondelt . . ."

„Nach Benua?" sagte ich gedehnt. „Hat Fray den Radscha aus Benua angerufen?"

„Er hat telefoniert", bestätigte Franz. „Weit draußen auf der Reede ging ein großer Schoner vor Anker, und der Kapitän kam mit einem Boot an Land, um sich mit Fray auf der Promenade zu unterhalten."

„Wie weit draußen liegt der Schoner?" fragte ich gespannt.

Franz grinste. „Gerade außerhalb der Dreimeilenzone."

„Dann hat er die Waffen an Bord, die der Radscha bei Fray bestellt hat", sagte ich zufrieden und erzählte Franz, was ich in der Zwischenzeit erlebt hatte.

„Mensch!" rief er aufgeregt. „Das gibt doch eine blendende Story für unseren geliebten »Westexpreß«. Und dann muß der Alte unseren Urlaub mit güldenen Spesen anreichern!"

„Du merkst aber auch alles. Jetzt tappen wir nicht mehr ganz im dunkeln. Wir wissen, daß der Radscha mit Frays Waffen einen Aufstand organisieren will. Da die Waffen bereits eingetroffen sind, dürfte der Tanz bald losgehen. Jetzt ist auch klar, warum der Radscha dem Fray hilft, nach Nicole zu suchen. Denn wenn ihre Informationen die Amerikaner erreichen, dann ist es aus mit dem Nachschub an Waffen und Munition."

„Bleibt nur die Frage, wer Regina Williams ermordet hat und warum", sagte Franz langsam.

„Das werden wir auch noch rauskriegen." Ich blieb auf dem palmengesäumten Weg zur Straße stehen. „Ist dein Taxi noch irgendwo in der Nähe?"

Franz wies nach Norden. „Es wartet hinter der nächsten Kurve."

Ich wies lachend nach Süden. „Und meins wartet dort hinter der Kurve. Fragt sich nur, in welcher Richtung Frays Taxi steht."

„Das hat er zurückgeschickt. Er wollte wohl mit Reginas Wagen seine Tour fortsetzen."

Ich überlegte. „Du fährst nach Benua und behältst den Schoner im Auge. Wenn im Lauf der Nacht Kisten an Land geschafft werden, stellst du fest, wo sie hingebracht werden. Wir treffen uns in deinem Hotelbungalow."

Während Franz den Weg zur Straße weiterging, schlug ich mich nach Süden in die Büsche.

Endlich blieb ich im Schutz des Dschungels stehen und packte meine blutverschmierte Jacke aus dem Zeitungspapier. Ich trennte das Firmenzeichen heraus, grub mit den Händen ein Loch in den weichen Boden und legte die Jacke hinein. Das Firmenzeichen vergrub ich fünfzig Meter weiter.

Jetzt fühlte ich mich wesentlich wohler und bahnte mir einen Weg zur Straße und zu meinem Taxi.

In Sanur stieg ich aus, zahlte und gab ein dickes Trinkgeld. Den Weg nach Den Pasar legte ich lieber zu Fuß und auf Umwegen zurück.

Es war bereits dunkel, als ich vor dem Bali-Hotel eintrudelte. Ich hatte mich unterwegs ...zigmal gefragt, warum Regina Williams sich ausgerechnet in meiner Jacke und durch meinen Paß hindurch erschießen lassen mußte. Aber ich fand keine Antwort auf diese Frage.

Das langgestreckte Hotel lag in einer Atmosphäre von tropischem Luxus vor mir. Auf der Terrasse saßen Menschen in weißer Kleidung und unterhielten sich lachend. Eine Band spielte.

Ich betrat die Halle durch eine Seitentür, ging auf die Bar zu. Ein Page mit einer schwarzen Tafel in den Händen kreuzte meinen Weg.

Auf dieser Tafel stand: „Telefon für Mr. Dronte."

Ich zögerte. Nur Franz wußte, daß ich hier war. Und er würde sich mit seinem Bungalow verbinden lassen und nicht mit der Hotelhalle.

Aber ... vielleicht war es Nicole.

Ich lief hinter dem Pagen her. Er zeigte auf eine Telefonzelle, die offenstand. Der Hörer lag neben dem Apparat. Ich nahm ihn auf und meldete mich.

Ich hörte, daß jemand am anderen Ende atmete. Aber er meldete sich nicht.

„Hallo!" rief ich.

Keine Antwort.

„Hallo, wer ist da?"

Da klickte es leise. Eingehängt.

Ich knallte den Hörer auf die Gabel, drückte dem Boy ein Trinkgeld in die Hand und marschierte wütend aus der Halle nach draußen. Mir war der Appetit auf einen Drink vergangen. Wer immer angerufen hatte, der wußte jetzt, wo ich zu finden war.

Ich ging durch den diskret beleuchteten Park zu dem Bungalow, den Franz gemietet hatte.

Als ich die Tür öffnete, flammte drinnen Licht auf. Ich blieb überrascht stehen.

In einem Sessel saß mein Todfeind Mr. Tschu. Daneben stand der goldene Vogelkäfig. Aber Jong, der gelehrige blaue Fink, war nicht in seinem Käfig, sondern saß auf der Schulter seines Herrn.

„Bleiben Sie mit Ihrem Vogel ruhig sitzen und fühlen Sie sich wie zu Hause", sagte ich sarkastisch. „Der Whisky steht im Kleiderschrank." ***(Fortsetzung folgt)***



Nicht von gestern. Mit der gleichen Ausdauer, mit der Hildegard Knef und ihr ständiger Freizeitgestalter David Cameron hoffen, eines Tages heiraten zu können, weigert sich Davids Ehefrau immer noch, in eine Scheidung einzuwilligen. Auch ein erneuter Vorstoß Davids über seinen Londoner Anwalt stieß bei ihr nur auf eisige Ablehnung. Dabei würde der Engländer doch so gern einen Strich unter die Vergangenheit ziehen und sich mit Hildchen nur der Zukunft zuwenden. Denn das Stück, in dem die beiden Verliebten nunmehr auch auf der Bühne zusammenspielen, hat den Titel: „Sie ist nicht von gestern." Davids Ehefrau anscheinend auch nicht . . .

*

Striptease statt Rollentext. Schweigen ist Gold ... sagte sich die junge Grit Böttcher, als sie im Premierenfieber ihren Text vergaß. Sie sollte ihn sprechen, bevor sie sich in dem Stück „Ehekarussell" auf reizvolle Art entkleidete, um ihren Partner Victor de Kowa auf ehewidrige Abwege zu locken. Grit überlegte nicht lange, sondern zog sich einfach aus . . . Die Sache klappte. Kein Mensch im Berliner Renaissance-Theater vermißte die fehlenden Worte, weil die Augen aller Zuschauer Grits wirkungsvollem Striptease folgten. Als daraufhin der Text auch im Rollenbuch gestrichen wurde, seufzte Victor besorgt: „Hoffentlich macht diese Vereinfachung nicht auf unseren Bühnen Schule. Sonst hänge ich den Schauspielerberuf an den Nagel."

*

Sechzig Mark für Marilyn. Auf dem Flughafen von Kairo gab es bei der Zollabfertigung jüngst eine kleine Sensation. Die wachsamen Zöllner entdeckten, daß ein Libanese namens Josef Abaday seinen Koffer mit 10 000 Fotos der Hollywood-Sirene Marilyn Monroe gefüllt hatte. Die Fluggäste in der Zollabfertigung machten lange Hälse, um wenigstens einen Blick auf diese Bilder werfen zu können. Es handelte sich nämlich um das berühmte Foto Marilyns, auf dem sie im Evakostüm posiert. Abaday wurde verhaftet und unter Anklage gestellt. Begründung: Er wollte Handelsware im Wert von 600 000 Mark nach Ägypten einschmuggeln. Die Zollbeamten bezifferten also den Wert eines dieser pikanten Marilyn-Monroe-Fotos auf sechzig Mark . . .

*

Großzügig. Gunther Philipp ist nach Amerika gefahren. Sein Freund Adrian Hoven hat ihm die Möglichkeit für diese Reise verschafft und dafür gesorgt, daß der deutsche Kinobesitzer Schneider in Cleveland Gunthers ständige Begleiterin Evi Kent gleich mit eingeladen hat. Die beiden sollen vor deutschen Auswanderern in den USA auftreten.

*

Zwei Schwüre. Ewige Freundschaft schworen sich in Berlin Annsvo aus Finnland und die Käutner-Entdeckung Anita Höfer. Und noch einen Schwur legten die beiden Mädchen ab. Sie möchten nämlich gern einmal zusammen filmen und gelobten deshalb, dem Regisseur vor Dankbarkeit um den Hals zu fallen, der sie gemeinsam vor die Kamera bringt. Trotz dieses großzügigen Angebots werden sie ihre Fallsucht allerdings noch ein bißchen zügeln müssen. Unsere namhaften Regisseure haben nämlich momentan noch alle Hälse voll zu tun . . .

*

Mit Rüschen und Spitzen. Horst Buchholz, der jetzt zu den bestbezahlten Filmdarstellern der Welt gehört, erschien bei einem Konzert in der Mailänder Scala an der Seite seiner Frau Miriam Bru. „Hotte" erregte bei den Zuschauern beträchtliches Aufsehen: Er trug nämlich ein nach seinen eigenen Angaben gefertigtes Festhemd, das an Stelle der sonst üblichen Hemdbrust ein rauschendes Gewirr von Rüschen und Spitzen sehen ließ.



Ein Sternchen, das nach den Sternen greift...

Elke Sommer, Deutschlands blonder Sex-Export, hat gerade ihren ersten englischen Film abgedreht. Jetzt ist auch Hollywood auf die kesse Elke aufmerksam geworden. Regisseur Mario Soldati war von Bildern der Deutschen (oben) so angetan, daß er die verführerische Filmblondine zu Probeaufnahmen in die Zelluloid-Metropole einlud. Sternchen Elke ist tatsächlich auf dem besten Wege, ein Star zu werden. Auf die Frage, wo sie es gelernt hat, die Rolle einer Herzensbrecherin so überzeugend darstellen zu können, antwortete Elke vor kurzem: „Jedenfalls nicht im Pfarrhaus meines Vaters . . ."

Annette muß es sein. In Paris wird zur Zeit ein neuer Film mit Brigitte Bardot in der Hauptrolle gedreht. Das Drehbuch verlangt, daß ein Zimmer Brigittes mit dem Foto ihrer Großmutter geschmückt ist. Besonderer Einfall des Drehbuchschreibers: diese Großmutter ist zwanzig Jahre alt. Regisseur Roger Vadim, Ex-Gatte und Entdecker der Bardot, entschied: „Für das Bild dieser zwanzigjährigen Großmutter muß meine Frau Annette Stroyberg Modell sitzen . . ." Brigitte Bardot ist damit einverstanden ... wie mit allem, was Vadim vorschlägt.

Aufgeschnappt und aufgeschrieben

● **Carlo Ponti,** großer Filmproduzent von kleinem Körpermaß, muß zu seinen Versprechungen gegenüber der jungen Schwedin **Margareta Wagstrom** stehen. Er hatte mit dem ehemaligen Dior-Mannequin nämlich vor längerer Zeit einen Filmvertrag gemacht. Margareta bekam aber bisher noch keine Rolle. Nun hat sie Ponti vor einem Pariser Gericht verklagt.

● **Marika Rökk,** Georg-Jakobi-Gattin, hatte bei den Aufnahmen zu dem Lustspielfilm „Mein Mann, das Wirtschaftswunder" unerträgliche Kopfschmerzen. Ursache des Übels: ein Zahn, der ihr gezogen wurde. Genau wie bei **Liz Taylor.**

● **Marianne Koch,** Botschafterin des deutschen Films in Indien, mißfiel es, daß man im Reiche Nehrus auch in den Tempeln Trinkgelder geben muß.

● **Simone Signoret,** in Wiesbaden geborene Oscar-Preisträgerin aus Frankreich, wird zum ersten Male eine weibliche Hauptrolle in einem amerikanischen Film übernehmen.

● **Michèle Morgan,** große Dame des französischen Films und Henri-Vidal-Witwe, gab jetzt zu, daß es die Filmküsse ihres Partners **Henri Vidal** waren, die sie dazu bewogen hatten, ihn seinerzeit zu heiraten.



Frankreichs heimliche Königin

Immer mehr Franzosen erhoffen sich von der monarchischen Staatsform Ruhe und Sicherheit für ihr Land. Und sie wenden sich deshalb dem Grafen von Paris und seiner schönen Gattin Isabella zu, den einzigen legitimen Anwärtern auf den französischen Thron. Es ist bereits vorgekommen, daß von Präfekten französischer Departements bei einem Besuch der Gräfin ein roter Teppich ausgebreitet wurde. Und wenn die Gräfin mit den Angehörigen ihrer Familie auf einem Fest erscheint (oben mit ihrer Tochter Isabella), steht sie sofort im Mittelpunkt.

Die Gräfin von Paris

Eine Frau, die Geschichte macht:

Auf den Hügeln von Cintra, eine halbe Stunde von Lissabon entfernt, liegt ein Gutshaus, auf das in diesen Tagen die Hoffnungen vieler Franzosen gerichtet sind Es ist „La Quinta do Anjinho", das Haus der Engel, wo der Graf und die Gräfin von Paris ihr Winterquartier aufgeschlagen haben.

Von dort aus verfolgen sie mit Spannung die Ereignisse in ihrer Heimat. Wenn einmal General de Gaulle, den sie aufrichtig bewundern, irgend etwas zustoßen sollte, besteht die Möglichkeit, daß man ihre Dienste in Anspruch nehmen wird.

Der Graf von Paris trägt einen Titel, den ihm sein Vater, der Herzog von Guise, verliehen hat.

In Wirklichkeit ist er ein Prinz aus dem Hause Orléans und seine Frau eine Prinzessin von Orléans-Braganza.

Beide stammen vom Bürgerkönig Louis Philippe ab und sind die einzigen

Zur Repräsentation geboren. In den Adern der Gräfin von Paris fließt das Blut zahlreicher europäischer Königs- und Fürstenhäuser. Sie ist eine der letzten echten Weltbürgerinnen unserer Zeit. Bild: Isabella, Gräfin von Paris, und ihr Gatte, Graf Henri, bei der Hochzeit der italienischen Prinzessin Maria Pia mit Prinz Alexander von Jugoslawien.

Der große Tatsachenbericht von Peter List

legitimen Anwärter auf den französischen Thron. In Paris gibt es zwar auch Nachkommen von Napoleon Bonaparte, aber falls die Monarchie wiederhergestellt werden sollte, haben nur die Bourbonen eine Chance.

In einer Zeit, in der die monarchische Idee nördlich und südlich der Landesgrenzen neuen Auftrieb erhält, gewinnt sie auch in Frankreich wieder an Boden.

Nach fünf Republiken glauben immer mehr Franzosen, daß demokratische Königreiche wie Skandinavien, Holland und Belgien politisch stabiler sind als andere Regierungsformen.

Dazu haben auch die Persönlichkeiten des Grafen und der Gräfin von Paris beigetragen. Ihr Familienleben wird heute von Millionen Franzosen mit derselben Zuneigung verfolgt wie das von regierenden Häusern in anderen Ländern.

Es vergeht kaum eine Woche, ohne daß die französische Presse lange Reportagen über die hohen Herrschaften veröffentlicht.

Und der erste, der ihnen Ehrerbietung zollt, ist General de Gaulle.

Als ihr zweiter Sohn, François von Frankreich, im vergangenen Oktober in Algerien fiel, richtete der General an die Eltern ein Telegramm: „Erlauben Sie mir, Monseigneur und Madame, Ihnen mein tiefgefühltes Beileid auszusprechen. Prinz François hat seinem Lande ebenso treu gedient wie seine Vorfahren, deren Taten mit der Geschichte Frankreichs unlöslich verbunden bleiben."

Während der Weihnachtstage war diese Familie zum erstenmal seit vielen Jahren wieder fast vollständig in Cintra versammelt. Aus allen Teilen der Welt kamen die Kinder des Grafen und der Gräfin von Paris herbeigeeilt.

Wie stets war die Mittagstafel im Speisesaal des Gutshauses mit dem Geschirr von der Jacht ihres Ahnen Louis Philippe gedeckt. Jeden Teller zierten die Farben der Trikolore. Nachdem der Graf das Tischgebet gesprochen hatte, wurde die Unterhaltung lebhaft.

Die 29jährige, aus New York zurückgekehrte Prinzessin Isabella erzählte von ihrer Arbeit als Krankenschwester in einem amerikanischen Hospital.

Die 17jährige Claudine, die in London ein Pensionat besucht, sprach mit ihrer 22jährigen Schwester Anne englisch. Anne ist am Britischen Institut in Paris tätig.

Die 19jährigen Zwillinge Michel und Jacques berichteten über ihre Philosophiestudien in Lissabon.

Und auch die 14jährige Chantal und der 12jährige Thibault, die bei Paris zur Schule gehen, redeten schon tüchtig mit.

Es fehlten die drei verheirateten Kinder. Thronfolger Henri konnte nicht kommen, weil seine Frau in zwei Monaten ein Kind erwartet. Seine 20jährige Schwester Diane von Württemberg war durch die gleichen Umstände verhindert.

Eine Frau, die Geschichte macht

Und die 26jährige Helène verbrachte das Weihnachtsfest mit der Familie ihres Mannes auf Schloß Holdenberg in Belgien.

Vor allem aber fehlte Prinz François, der in Algerien gefallen war. In dem Land, das sein Urahne Louis Philippe für Frankreich erobert hatte . . .

Die Gräfin von Paris lauschte den Berichten ihrer Kinder mit der gleichen stillen Heiterkeit, die ihr in allen Lebenslagen zur zweiten Natur geworden war. Sie empfand es als wahres Labsal, alle diese frischen Stimmen wieder um sich zu hören.

Niemand konnte ihr anmerken, daß sie unter einem tiefen Kummer litt. Sie mußte dauernd an den jungen Soldaten denken, dessen Platz an der Tafel für immer leer bleiben wird.

Nach dem Essen ging sie allein auf die Terrasse des Hauses hinaus, von der aus man einen herrlichen Rundblick auf das Tal von Lissabon und auf die Mündung des Tajo-Flusses hat. Und ihre Gedanken schweiften über das bewegte Leben zurück, das sie seit nun schon fast 30 Jahren an der Seite ihres außergewöhnlichen Mannes führt . . .

*

Ihre Heirat mit dem Grafen von Paris war eine Liebesehe. Gleichzeitig kamen dadurch aber auch zwei große Vermögen zusammen. Isabella hatte von ihren kaiserlichen Ahnen Minen und Pflanzungen in Brasilien geerbt, und Henris Vater besaß ausgedehnte Güter in Marokko.

Der Reichtum des Paares wurde schon damals auf Hunderte von Millionen Franken geschätzt. Er ist inzwischen auf Milliarden angewachsen.

Zunächst ließen sich die Neuvermählten im Schloß Agimont in Belgien nieder. Es waren die Jahre, in denen Hitler zur Macht kam und bei den französischen Monarchisten große Sympathien hatte.

Charles Maurras, der Wortführer der „Action Française", versuchte, sein „Herrscherpaar" für diese Tendenzen zu gewinnen. Aber der Graf und die Gräfin lehnten von vornherein ab, sich politisch einspannen zu lassen.

1939 gingen sie mit ihren erstgeborenen fünf Kindern nach Brasilien, wo ihre Tochter Diane zur Welt kam. Dort wurde Graf Henri vom Krieg überrascht.

Er fuhr sofort nach Europa zurück und wollte in die französische Armee eintreten. Aber das Exilgesetz — nach dem der Thronanwärter und seine Söhne sich nicht in Frankreich aufhalten dürfen — war immer noch in Kraft. Präsident Lebrun schickte den Grafen wieder weg.

Trotzdem fand er einen Weg, seinem Lande zu dienen. Er reiste als Agent der französischen Gegenspionage nach Südosteuropa. Während die Gräfin in Brasilien ihn für verschollen hielt, erledigte er Geheimmissionen in Rom, Sofia, Belgrad und Athen.

Jeder Zoll eine Französin Als Frau und Mutter verkörpert Isabella die besten Tugenden des Landes. Sie steht früher auf als alle anderen Mitglieder der Familie. Sie fährt selbst in einem kleinen Wagen zum Einkaufen und weist es entschieden zurück, wenn sie bevorzugt bedient werden soll. Sie ist aber auch der strahlende Mittelpunkt von Empfängen, zu denen sich mehr und mehr Politiker und Industrielle drängen.

Dank seiner Beziehungen erfuhr er schon im März 1940, daß Italiens Eintritt in den Krieg bevorstand. Aber die Pariser Regierung wollte seinen Warnungen keinen Glauben schenken.

Im Mai erhielt er schließlich die Erlaubnis, unter dem Namen Orliac als einfacher Soldat in die Fremdenlegion eintreten zu dürfen.

Im Lager Satonay kam ein Legionär auf ihn zu und fragte: „Du bist doch der Graf von Paris."

„Nein, mein Name ist Orliac", erwiderte Henri.

„Du kannst uns nichts vormachen. Wir kennen deine Schnauze."

„Stört es euch, daß ich hier bin?"

„Uns? Nein."

„Also gut, mich auch nicht."

Einen Monat später fiel Paris. Fast gleichzeitig starb in Larache der Herzog von Guise. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß Henri genau zu dem Zeitpunkt Thronerbe wurde, als sein Land zusammenbrach.

Er fuhr nach Larache zurück und lebte dort zwei Jahre lang wie ein Einsiedler. Die Gräfin blieb mit den Kindern in Brasilien.

Der Wendepunkt kam im Herbst 1942, als sich zwei Amerikaner, der Diplomat Robert Murphy und der General Clark, in geheimer Mission von Unterseebooten an der Küste von Marokko absetzen ließen.

Der Graf trat mit ihnen in Verbindung. Er erklärte: „Mein Plan ist, nach der Landung der Alliierten die Macht in Frankreich zu übernehmen." Er wollte seine Gattin Isabella als Königin von Frankreich in die Heimat zurückführen.

Sein Plan wurde ernst genommen.

Da Präsident Roosevelt wenig für de Gaulle übrig hatte, war ihm der Graf von Paris als Ersatzmann willkommen.

Henri bildete ein Schattenkabinett, dem Politiker wie Jacques Brunel, Marc Jacquet und Henri d'Astier angehörten.

Und am 20. Dezember 1942 kam er nach Algier und richtete einen Aufruf an das Volk, der mit den Worten begann: „Wir, Henri von Frankreich, durch die Gnade Gottes . . ."

Aber vier Tage später, am Weihnachtsabend 1942, wurde Admiral Darlan von einem Monarchisten ermordet. Damit war Henri ohne jede eigene Schuld politisch erledigt.

General Giraud ließ ihn zu sich kommen und sagte: „Treten Sie doch in die Armee ein, ich ernenne Sie zum Leutnant."

Der Graf von Paris erwiderte daraufhin stolz: „Ich kann in der Armee nur zwei Ränge bekleiden. Entweder Oberbefehlshaber oder Soldat zweiter Klasse."

Tief verbittert beschloß er, sich nach Ketama im Rifgebirge in Spanisch-Marokko abzusetzen. Kurz darauf kehrte Isabella mit den Kindern aus Brasilien zurück.

Im Winter 1944 zog er mit ihnen nach Pampelune in Spanien. Aber auch dort hielt es sie nicht, und im Juli 1946 erwarb er das Gut bei Cintra.

Hier bemühte er sich redlich, den ländlichen Gutsherrn zu spielen. Er belieferte die großen Hotels von Lissabon mit Früchten und Gemüse.

Auf die Dauer wurden jedoch Henri und Isabella von Heimweh geplagt. Sie beschworen politische Freunde im Pariser Parlament, das Exilgesetz aufheben zu lassen.

Lange fand sich keine Mehrheit dafür, aber an einem Sommerabend 1950 läutete in Cintra das Telefon.

Die älteste Grafentochter, die an der Sorbonne studierte, rief durch die Leitung: „Papa, es ist soweit. Du darfst wieder in Frankreich leben!"

*

Am 5. Juli landeten Henri und Isabella an Bord des Schiffes „Invicta" in Cherbourg.

Nach 24 Jahren Exil hatte der Graf wieder eine Heimat.

Aber er hatte keine Bleibe. Die Republik ging nicht so weit, ihm eines seiner alten Schlösser zur Verfügung zu stellen. So zog er mit seiner Frau ins Hotel „Crillon" und ging wie ein gewöhnlicher Sterblicher auf Wohnungsuche.

Aber das dauerte so lange, daß die Gräfin es vorzog, nach Portugal zurückzukehren. Erst zwei Jahre später entdeckte ihr Mann schließlich einen Landsitz, der sich für seine Zwecke eignete.

„Le Coeur volant" (Das fliegende Herz) ist eine große Villa an der Straße von Marly in Louveciennes bei Paris. Ein argentinischer Staatspräsident hatte



Elf Kindern hat Isabella das Leben geschenkt, darunter den Zwillingen Michel und Jacques (vierter und fünfter von rechts). François, Prinz von Orléans (sechster von links), fiel im Oktober 1960 in Algerien.

sie um die Jahrhundertwende erbauen lassen, um sich dort zur Ruhe zu setzen.

Es handelt sich um eine Art Jagdschloß mit vielen Erkern, Giebeln, Türmen und einer Menge Efeu. Das Innere war dunkel, schmutzig und verwahrlost.

Graf Henri ließ es von Dach bis Keller renovieren und bezog es mit seiner Familie am 2. Oktober 1953.

Es ist nicht leicht für die Gräfin von Paris, einen so großen Haushalt zu führen. Zum Glück findet sie zwei starke Stützen in dem Hausverwalter Guerin und in Mademoiselle de Montbron, die seit 20 Jahren ihre Kinder betreut.

Zum Personal gehören dann noch vier Kammerzofen, eine Wäschefrau, ein Gärtner und zwei Chauffeure. Die jüngeren Kinder sind in einem Nebenhaus untergebracht, das sie „Schneewittchen" getauft haben.

Die Gräfin steht früher auf als alle anderen Mitglieder der Familie. Jeden Morgen um 6.30 Uhr springt sie aus dem Bett, um dafür zu sorgen, daß ihre Angehörigen pünktlich zur Arbeit gehen.

Ihr Gatte hat sein Büro in der Rue de Constantine in Paris, wo er täglich zehn Stunden arbeitet. Er empfängt Politiker und Industrielle und leitet seine Monatsschrift „Le Courrier français", deren Kommentare in weiten Kreisen große Beachtung finden.

Die Gräfin fährt zwei- oder dreimal in der Woche am Steuer ihres kleinen Wagens in die Stadt, um Besorgungen zu machen.



Im Umgang mit ihren „Untertanen" ist sie denkbar schlicht und einfach. Es kommt vor, daß Warenhausverkäuferinnen sie erkennen und sie vor anderen Kundinnen bedienen wollen. Das weist sie jedesmal entschieden zurück.

Ein amerikanisches Ehepaar erzählte, daß es unlängst auf der Straße von Marly mit seinem Wagen gegen einen Baum fuhr. Der Vorfall spielte sich direkt vor dem „Fliegenden Herzen" ab.

Zwei Minuten später kamen der Graf und die Gräfin von Paris herausgerannt, um den Verunglückten aus dem Auto zu helfen. Sie forderten sie auf, ins Haus zu kommen und sich mit einem Cognac zu kräftigen.

Die Amerikaner hatten keine Ahnung, wer ihre guten Samariter waren. Erst später erfuhren sie, daß ihnen zwei echte Bourbonen so freundlich zu Hilfe geeilt waren.

Wenn es darauf ankommt, können die hohen Herrschaften allerdings auch auf ihren Rang pochen. Bei den Empfängen der Königin von England und des Königs von Griechenland in Paris glänzten sie durch Abwesenheit, weil die Republik ihnen nicht den gebührenden Vorrang einräumen wollte.

Zu einem anderen Zwischenfall kam es in Bourg-en-Bresse bei der Hochzeit des Erzherzogs Robert von Habsburg mit der Prinzessin Marguerita von Savoyen-Aosta.

Zu den Geladenen gehörten der Graf und die Gräfin von Paris. Aber sie bestanden darauf, die Kirche an der Spitze des Brautzuges zu betreten. Als ihnen das abgeschlagen wurde, blieben sie der Trauung fern . . .

Am 8. April 1956 feierten sie in der St.-Louis-Kapelle in Dreux ihre silberne Hochzeit.

Nach der Messe wurde der Graf von Paris von einem amerikanischen Reporter gefragt: „Was ist Ihr größtes Steckenpferd?"

Henri blickte auf die Häupter seiner Lieben und erklärte lächelnd: „Das sehen Sie doch. Ich habe elf Kinder."

Die Gräfin ihrerseits benutzte die Gelegenheit, um einmal ihre Meinung über die Voraussetzungen für echtes Eheglück zu äußern.

Auf eine Reihe von Fragen, die ihr von ihren Töchtern gestellt wurden, stellte sie folgende Regeln auf:

Solange eine junge Frau keine Kinder hat, ist es normal, daß sie arbeitet. Ihre Erziehung muß ihr ermöglichen, selbst Entscheidungen zu treffen, ohne dauernd ihren Mann um Rat zu fragen. Ja, wenn ihr Gatte es wünscht, muß sie imstande sein, ihn zu beraten.

In der besten Ehe kommt es manchmal zu Krisen. Paare, die aus verschiedenen Kreisen stammen, brauchen mehr Zeit, sich einander anzupassen. Es gibt Liebesehen, die scheitern, und Vernunftehen, die dauern. Man kann nicht sagen, was besser ist.

Die Liebe ist eine zarte Pflanze, die dauernd begossen werden muß. Die Frau muß von dem Grundsatz ausgehen, daß sie eine besondere Verantwortung für die Harmonie in der Ehe trägt. Sie muß Stolz und Eitelkeit unterdrücken. Die Männer möchten so gern bewundert werden.

Ob junge Eheleute sofort Kinder haben oder lieber etwas warten sollen? Wenn ein Baby kommt, ist es immer willkommen. Kinder festigen eine Ehe, vor allem in späteren Jahren, wenn die erste romantische Liebe verflogen ist.

Offenbar haben diese Ratschläge geholfen, denn seither haben mehrere Kinder der Gräfin von Paris Ehen geschlossen, die als besonders glücklich gelten.

Prinzessin Hélène heiratete am 29. Januar 1957 den belgischen Grafen Evrard von Limburg-Stirum, der sich mit ihr auf einer Farm in Südrhodesien niederließ. Inzwischen sind sie jedoch nach Belgien zurückgekehrt, weil Hélène das afrikanische Klima nicht verträgt.

Im Juli 1957 fand in Dreux die Trauung zwischen Henri von Frankreich und der Herzogin Marie Therese von Württemberg statt. 80 Könige und Hoheiten sowie 3400 andere Gäste wohnten der Hochzeit bei.

Im vergangenen Sommer schließlich heiratete Prinzessin Diane den Herzog Carl von Württemberg, einen Bruder von Marie Therese.

Nur die älteste Tochter Isabella ist bisher ledig geblieben. Wie man sich in Paris erzählt, hat sie einen jungen Mann geliebt, den sie aus vielen Gründen nicht heiraten konnte. Sie bleibt lieber unvermählt, als einen Mann zu heiraten, dem nicht ihr ganzes Herz gehört.

Natürlich teilt die Gräfin von Paris die Sorgen und Probleme aller ihrer Kinder. Sie widmet den größten Teil ihrer Zeit ihrer umfangreichen Familie.

Trotzdem hat sie in den letzten Jahren auch noch Zeit für ein reges Gesellschaftsleben gefunden. Im „Fliegenden Herzen", das nach wie vor ihr Hauptwohnsitz bleibt, pflegt sie zweimal in der Woche Freunde und Anhänger ihres Mannes zu bewirten.

Auf diesen Empfängen erscheinen meist 40 bis 50 führende Politiker, Geschäftsleute, Schriftsteller und Mitglieder des Hochadels.

Allen Besuchern wird nahegelegt, das königliche Protokoll einzuhalten. Sie müssen den Grafen mit „Monseigneur" anreden, und von den Damen wird erwartet, daß sie vor der Gräfin einen Hofknicks machen.

Bei Tisch warten die Gäste, bis sich ihre Gastgeber bedient haben, so wie das seit Ludwig XIV. an der Tafel des Königs üblich ist.

Auch wenn das hohe Paar im Lande herumfährt, wird es seinem Rang entsprechend behandelt. In den letzten Jahren hat es die Departements Isère, Vendée, Charente, Alsace und Basses-Pyrénées bereist.

Überall wurde es von den Präfekten mit besonderen Ehren empfangen. ⟶

SPORT-Pralinen



Der Boxchampion und sein Sohn

Sofort nach seiner erbitterten und glücklich gewonnenen Ringschlacht gegen den Argentinier Alex Miteff eilte der britische Empire-Schwergewichtsboxmeister Henry Cooper in ein Londoner Entbindungsheim, um seinen vor vierzehn Tagen geborenen Sohn Henry auf den Arm zu nehmen. Zur Tarnung seiner geschwollenen Augen und der Nähte, die Platzwunden zusammenhalten, trägt der Champion eine dunkle Brille. Der Gewichtsunterschied von Senior und Junior beträgt 165 Pfund. Henry Cooper I wiegt 86 Kilogramm, Henry Cooper II hat es erst auf 3,5 Kilogramm gebracht.

Den Tränen nahe war der 400-Meter-Läufer Johannes Kaiser aus Köln, als er seinen Wagen aufgebrochen und ausgeraubt wiederfand. Denn auch das am Tage zuvor von Bundespräsident Lübke überreichte Silberne Lorbeerblatt, die höchste Ehrung für einen deutschen Sportler, hatten die Diebe gestohlen. Drei Tage später jedoch strahlte Johannes wieder. In einem unfrankierten Brief hatten ihm die Autoknacker den Silberlorbeer zurückgeschickt. Den Rest behielten sie. Aber das war zu verschmerzen.

✳

Stimme aus der Tiefe. Der amerikanische Schwimmtrainer Councilman von der Universität Indiana verriet jetzt einige der geheimnisvollen Methoden, mit denen er Olympiasieger und Weltrekordler wie Mike Troy, George Breen und Tom Stock in Hochform brachte. Seine Schützlinge trainieren in einem Bassin mit Spiegelwänden, in denen jeder Athlet seinen Stil kontrollieren kann. Eine weitere Hilfe für Councilman sind Unterwasser-Lautsprecher, über die er seine das Wasser durchpflügenden Schwimmer korrigiert.

Haare auf den Zähnen. „Wasserball ist doch kein Sport für Mädchen aus der Heilsarmee, sondern ein Kampf zwischen Männern!" Mit diesen Worten verteidigte sich der amerikanische Wasserballspieler Burt Holskape vor dem Richter. Er war angeklagt, weil er im Kampf einen Gegner so heftig gebissen hatte, daß dieser in ein Krankenhaus eingeliefert werden mußte. Der Richter verurteilte Burt zu sechs Tagen Gefängnis und hundert Dollar Geldstrafe.

✳

Inflation in Medaillen. Alle 67 Mitglieder des Internationalen Olympischen Komitees erhielten von ihrem Präsidenten, dem Amerikaner Avery Brundage, ein Foto des russischen Turners Boris Schaklin im Schmuck seiner in Rom errungenen zwei goldenen, vier silbernen und einer bronzenen Olympiamedaille zugeschickt. „Diese Medaillen hat Schaklin innerhalb weniger Tage in Rom gewonnen", schreibt Brundage dazu. „Sie sind ein Beweis dafür, daß das Olympische Turnprogramm viel zu großzügig Auszeichnungen verteilt. Diese Inflation mindert den Wert der anderen Medaillen."



Schwerarbeiter des Sports

Hunderte von Wintersportstars aus aller Welt sind in dem nordschwedischen Trainingslager Valadalen versammelt, um sich auf die kommenden Wettbewerbe vorzubereiten. Schwedens Skikönig Sixten Jernberg (oben, vorn) und der Japaner Matsuhasi stärken ihre Arme an Gummiseilen. Der Arzt Dr. Astrand (rechts) mißt den Sauerstoffbedarf des unter einer Atemmaske startenden Eis-Schnelläufers Björn Olav Johansson.

Catcher hinter Gittern. In Chikago hat Bill Raphaels, Veranstalter von Catcher-Turnieren, den Ring mit einem Gitter aus Maschendraht umgeben. Er will damit nicht die Zuschauer vor seinen wilden Männern schützen, sondern die Ringer vor dem Publikum. Denn immer häufiger waren in der letzten Zeit Flaschen auf die Catcher geworfen worden.

Die Stimme ihres Herrn. In diesen Tagen feiert das wichtigste Hilfsmittel der Schiedsrichter bei fast allen Ballspielen sein 75jähriges Jubiläum: die Pfeife. Es war in den letzten Dezembertagen des Jahres 1885, als der neuseeländische Rugby-Schiedsrichter Harold Attack völlig heiser auf dem Sportplatz erschien. Nach wenigen Minuten brachte er kein Wort mehr hervor. Er wollte sich den Schweiß von der Stirn wischen, zog sein Taschentuch heraus und stieß dabei auf eine Trillerpfeife, die er seinen kleinen Jungen schenken wollte. Harold blies schrill hinein, und wie erstarrt blieben die Spieler stehen. Von dieser Sekunde an verließ er sich nur noch auf die Pfeife. Sein Beispiel machte schnell Schule.

Eine Frau, die Geschichte macht

Als der Graf und die Gräfin unlängst die Elektrorama-Schau in Paris besuchten, wurde die Ausstellung während ihres Empfanges für das Publikum geschlossen. Und als sie im Juni die neue Brücke von Tancarville, die größte Europas, einige Tage vor der Einweihung besichtigten, legte man den roten Teppich für sie aus.

Dieser monarchistische Eifer hat gute Gründe. Niemand glaubt, daß die Fünfte Republik de Gaulle überleben kann. Der Graf und die Gräfin von Paris gehören zu den wenigen symbolischen Figuren, die in diesem Fall das Volk um sich scharen können.

Die Verfassung der Vierten Republik sah ausdrücklich vor, daß kein Abkömmling der französischen Königshäuser zum Präsidenten gewählt werden darf.

De Gaulle hat diese Klausel nicht in seine Verfassung übernommen.

Somit könnte der Graf von Paris im Falle seiner Wahl dem Beispiel von Louis Napoleon folgen. Der zog 1851 als Präsident ins Elysée und saß ein Jahr später wieder auf dem Thron seines Onkels.

Aber der Graf will den Gang der Ereignisse in keiner Weise beeinflussen. Deshalb hat er sich in diesem Winter nach Cintra zurückgezogen.

Auch die Gräfin, die den Verlust ihres Sohnes François noch nicht verschmerzen kann, hat ihr Tempo etwas verlangsamt.

Mit 49 Jahren hat sie bereits ein bis zum Rande gefülltes Leben hinter sich. Sie gehört zu den wenigen echten Weltbürgerinnen unserer Zeit. Sie fühlt sich in Europa ebenso zu Hause wie in Afrika und Südamerika.

In den 30 Jahren ihrer Ehe hat sie zehn verschiedene Häuser eingerichtet. Ihre fünf ersten Kinder wurden in Belgien geboren, das sechste in Brasilien, das siebte und achte in Marokko, das neunte in Spanisch-Marokko, das zehnte in Spanien und das elfte in Portugal.

Trotz ihrer Weltaufgeschlossenheit ist sie jeder Zoll eine Französin geblieben. Als Frau und Mutter verkörpert sie die Tugenden ihres Landes.

Niemand kann sagen, ob sie eines Tages auf den Thron zurückgerufen werden wird. Aber das Volk weiß, daß es keine bessere Königin finden könnte als Isabella von Frankreich . . .

Wenn von Königinnen die Rede ist, kommt das Gespräch früher oder später auf Friederike von Griechenland. Sie ist eine der wenigen regierenden Fürstinnen, denen ihr hohes Amt wirklich Spaß zu machen scheint. Denn mehr und mehr blaublütige Prinzessinnen — in England, Italien und Norwegen — ziehen es vor, Bürgerliche zu heiraten. Und immer mehr Throne werden von Damen besetzt, die von Geburt aus nicht dazu bestimmt waren.

Königin Friederike bildet eine Ausnahme. Sie ordnet all ihren Schwung, Witz und Charme ihrer Aufgabe unter und sieht sogar für ihre Töchter eine Zukunft im Beruf einer Königin. Ein Porträt dieser modernen Landesmutter liefert der Bericht von Peter List.

Im nächsten Heft:

Moderne Landesmutter

Friederike

Oh, diese Schotten

„Wir können keine Schotten mehr als Blutspender gebrauchen", sagt der Chefarzt zur Schwester, „die Patienten bezahlen dann die Krankenhausrechnungen nicht."

✱

„Wie machen Sie das nur, Frau Mc. Essig, daß Ihre Kinder so brav Lebertran nehmen?"

„Ganz einfach, für jeden Löffel kriegen sie einen Penny in die Sparbüchse."

„Das kostet aber eine Menge."

„Aber keine Spur, sobald zehn Schilling in der Büchse sind, wird wieder Lebertran gekauft."

✱

General v. Zitteritz trifft den Grafen v. Schmeckritz beim Regimentstag: „Na, wie jeht's, Kamerad?"

„Schrecklich, mein ältester Sohn hat Bürjerliche jeheiratet. Meine Frau dreht sich im Grabe rum."

Beim nächsten Treffen ruft Graf Schmeckritz schon von weitem: „Stellen Sie sich vor: auch zweiter Sohn hat Bürjerliche jeheiratet."

„Na, jroßartig", strahlt Zitteritz, „da liegen jnädigste Jräfin ja wieder richtig."

✱

In Texas: „Woran ist Jim gestorben?"

„An einer Ladehemmung."

✱

„Wo waren Sie im Urlaub?" fragt Frau Neureich einen Bekannten.

„In Baden-Baden, und Sie?"

„In Zürs-Zürs."

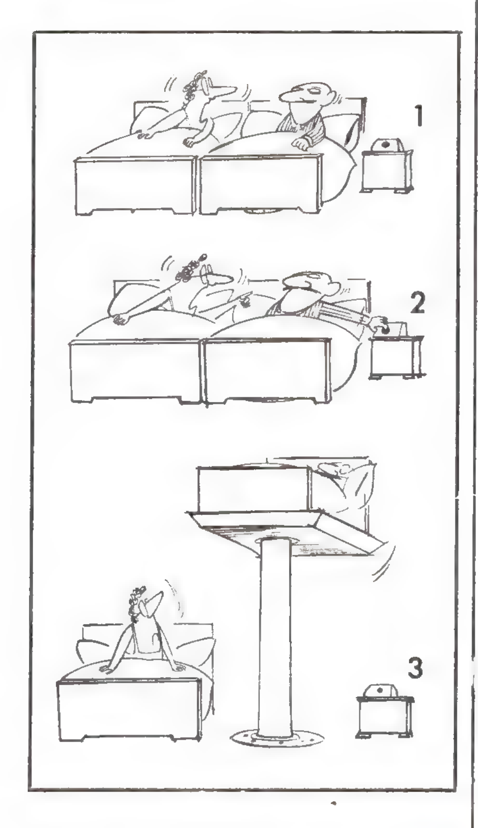
✱

„Minna, Sie sollen die Benzinflasche nicht immer auf den Herd stellen."

„Ach, gnä' Frau, Sie immer mit Ihrem Aberglauben."

✱

„Ich gehe auf eine Minute zur Nachbarin", sagt die Frau zu ihrem Mann, „rühre doch bitte jede halbe Stunde das Essen um."



„Die Stenotypistin Ruth hat geheiratet."

„Ja — die hat jetzt ihr Chefchen im trockenen."

✱

Ein Herr kommt ins Reisebüro. „Was muß ich unternehmen, um in die ehemals deutschen Gebiete fahren zu können?"

„Ganz einfach, Sie besorgen sich ein Visum und kaufen die Fahrkarte."

„Was, so einfach ist das? Meine Schwester in Gleiwitz schrieb, das sei sehr schwierig."

„Ach sooo — ich hatte an Kamerun gedacht."

✱

Zwei Herren stellen sich vor. „Jestatten, v. Krumm, Eichenlaub mit Brillanten, zweiter Weltkrieg."

Darauf der ältere: „v. Zitteritz, Eisernes erster und Pour le mérite, erster Weltkrieg."

Da sagt ein ganz alter Mann am Nebentisch: „Meier, Gefreiter von 1870/71, keine Orden, Krieg gewonnen."

Das Mädchen Michaela

Der große Frauenroman · Von Marie Louise Fischer

Die junge, bildhübsche Michaela Schneider hat eine Pechsträhne, die kein Ende nehmen will. Ihr Onkel Till Torsten, eine zwielichtige Existenz, benutzt eine Einladung Michaelas in die Schneidersche Villa dazu, um eine größere Geldsumme zu entwenden. Ihr Freund Gregor Hellmer scheint kein Verständnis mehr für sie zu haben. Und dann bricht eine Welt für sie zusammen, als sie erfährt, daß Erhard und Isabell Schneider gar nicht ihre Eltern sind, sondern sie als kleines Kind adoptiert haben. Sie rückt von zu Hause aus, wird aber von der Polizei aufgegriffen und in ein Heim eingeliefert. Gerda Ackermann holt sie von dort als Hausmädchen in ihre Wohnung. Michaela weiß nicht, daß Gerda ihre richtige Mutter ist. Und auch Arnold, Gerdas Mann, hat keine Ahnung davon, daß seine Frau vor vielen Jahren ein uneheliches Kind geboren und weggegeben hat.

Till Torsten kehrte mit dem Pariser Nachtexpreß nach München zurück. Der Himmel war grau, als er aus dem Zug stieg. Es regnete sanft, aber unablässig.

Er hob schaudernd die Schultern. In all den Wochen war an der Riviera immer schönes Wetter gewesen.

Jetzt sah er sich suchend auf dem Bahnhof um. Er hatte Ruth Weber, seiner früheren Wirtin, ein Telegramm mit der Ankunft seines Zuges geschickt. Sie war aber nicht erschienen, um ihn abzuholen.

Till Torsten winkte dem Gepäckträger ab, der seinen schweren schweinsledernen Koffer nehmen wollte, und schleppte ihn eigenhändig durch die Sperre, gab ihn bei der Gepäckaufbewahrung auf.

Dann überlegte er, was zu tun war. Mit Schrecken fühlte er, daß er schlecht in Form war. Die schlaflose Nacht hatte ihn fertiggemacht. Sein Geld hatte nicht mehr zu einem Schlafwagenbett gereicht, und unglücklicherweise war er in ein Abteil mit drei Kindern geraten, die die ganze Nacht getobt, gelacht und geweint hatten.

Er widerstand der Versuchung, sein Geld zu zählen, er wußte genau, daß er nur noch knappe zwanzig Mark besaß. Kurz und berauschend stieg die Erinnerung an jenen einmaligen Abend in ihm auf, an dem es ihm gelungen war, im Spielkasino von Monte Carlo die 50 000 Mark, die er Frau Kowalsky, der lebenslustigen Witwe aus Oberhausen, abgeknöpft hatte, zu vervierfachen. Die Chips hatten sich vor ihm bunt und leuchtend auf dem grünen Tuch gehäuft. Aber er hatte Pech gehabt, verdammtes Pech. Zwei Tage später hatte er alles wieder verloren.

Till bereute nichts. Er war der festen Überzeugung, daß das Leben nur als Abenteuer lebenswert war. Er hatte unvergeßliche Wochen an der Riviera verbracht. Es hatte sich gelohnt, auf der Welt zu sein, wie er es auffaßte.

Nachdenklich stand er in der Bahnhofshalle, rauchte eine Zigarette und blickte in den rieselnden Regen hinaus. Er versuchte, seine Gedanken auf das Problem, das vor ihm lag, zu konzentrieren. Er überlegte, ob es ratsam war, wieder einmal seinen Schwager anzupumpen. Aber er verwarf diesen Gedanken.

Erhard Schneider war bestimmt immer noch auf ihn böse, daran war kein Zweifel. Möglicherweise hatte er ihn sogar bei der Polizei angezeigt. Isabell würde ihm schon eher helfen, sie war schließlich seine Schwester. Aber er wußte aus Erfahrung, daß es sehr schwer war, unter vier Augen mit ihr zu sprechen. Nein, es war besser, die Familie vorerst aus dem Spiel zu lassen.

Noch war er nicht in Not. Unwillkürlich fuhr seine Hand in die Anzugtasche. Beruhigt tasteten seine Finger das prächtige Diamanthalsband Lady Carolines ab, das ihm ein glücklicher Zufall, dem er nur ein wenig nachzuhelfen brauchte, beim Tanz im Palasthotel in Nizza in die Hände gespielt hatte. Natürlich konnte er das Ding nur unter der Hand verkaufen, es war heiße Ware, aber immerhin mußten ein paar Tausender herausspringen.

Doch im Augenblick war er nicht in Stimmung, sich mit einem gerissenen Hehler herumzuschlagen. Es würde besser sein, erst mal Ruth Weber aufzusuchen.

Entschlossen trat er in den Regen hinaus, winkte einem Taxi, ließ sich auf den Rücksitz sinken und gab die Adresse Ruth Webers an. Die Fahrt nach München-Solln war lang und teuer, trotzdem gab Till Torsten ein beachtliches Trinkgeld. Er tat es nicht aus Nächstenliebe, sondern aus Aberglauben. Er war überzeugt, daß man nicht nur die Menschen, sondern auch das Schicksal bestechen mußte, wenn man Glück haben wollte.

Pfeifend, um sich selber gute Laune zu machen, stieg er die Treppen bis zum fünften Stock hinauf. Einen Augenblick betrachtete er die weiße Visitenkarte mit der schwarzen Aufschrift: „Adolf Henlein, Studienrat a. D.", die unter dem Türschild Ruth Webers mit einer Heftzwecke an das Holz geheftet war. Sein möbliertes Zimmer war also besetzt. Er hatte es nicht anders erwartet. Der Konkurrenz eines Studienrats a. D. fühlte er sich jederzeit gewachsen.

Till legte den Finger auf den Klingelknopf, drückte einmal, kurz, aber nachdrücklich, und wartete. Die Tür wurde rasch geöffnet. Ruth hatte ihn offensichtlich erwartet. Ein Blick auf ihre Erscheinung bestätigte diese Vermutung. Sie trug ein seidenes Hemdblusenkleid, das ihre schlanke Figur gut zur Geltung brachte. Ihr Haar war hübsch frisiert, ihr Gesicht sorgfältig zurechtgemacht.

Sie errötete unwillkürlich, als sie ihn sah, aber ihre Augen blieben ernst, und kein Lächeln löste ihre verkniffenen Lippen. „Da bist du ja", sagte sie.

Er wollte sie zärtlich in die Arme schließen, aber sie wich vor ihm zurück.

„Ruth!" rief er, als wenn er ihre Ablehnung nicht bemerkte. „Was hast du mir für Sorgen gemacht. Warum warst du nicht am Bahnhof? Du mußt doch mein Telegramm bekommen haben. Ich habe mich so auf dich gefreut."

„Hast du mir das Geld mitgebracht?" fragte sie kalt.

„Natürlich", erklärte er fröhlich, „aber deshalb bin ich ja nicht gekommen ... ich wollte ..."

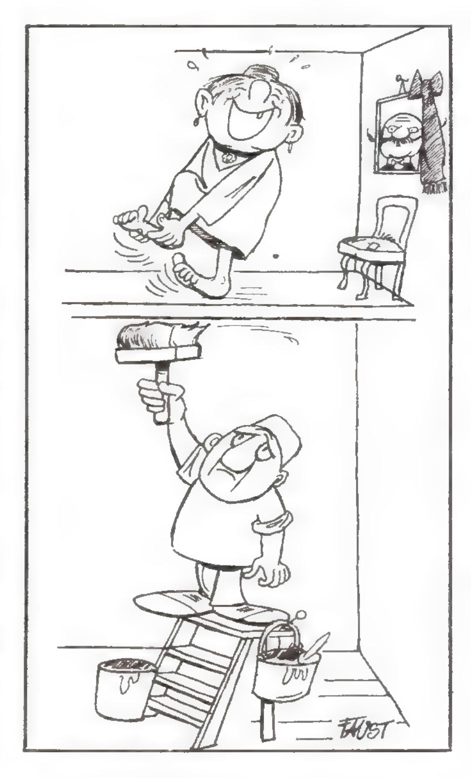
„Das interessiert mich nicht", sagte sie, „ich will mein Geld haben, sonst nichts."

Er hob die Augenbrauen. „Das klingt nicht gerade freundlich", meinte er mit gespieltem Erstaunen. „Soll das heißen, daß du mich nicht mehr liebst?"

„Ich bezweifle stark, ob ich dich je geliebt habe."

Sein Lachen klang unecht. „Was ich an euch Frauen am meisten bewundere", sagte er spöttisch, „ist euer schlechtes Gedächtnis. Solltest du wirklich vergessen haben, daß ..."

„Ja", unterbrach sie ihn hart. „Gib dir keine Mühe, Kurt. Ich habe alles vergessen. Alles, bis auf die Tatsache, daß du mir Geld schuldest."



„Na, ein Glück, daß du wenigstens das noch weißt."

„Ich bin nicht zu Späßen aufgelegt. Gib mir das Geld!"

„Ich habe es auf der Bank. Glaubst du etwa, ich schleppe solche Summen in der Brieftasche mit mir herum?"

„Dann werde ich die Polizei anrufen."

„Was versprichst du dir davon? Wenn du annimmst, daß ich das Geld nicht habe und dich anlüge, kann dir die Polizei doch auch nicht helfen."

„Dann wirst du aber wenigstens deine gerechte Strafe erhalten."

„Pfui Teufel, wie rachsüchtig", sagte er. „Ruth, ich habe mich selten in einer Frau so sehr getäuscht wie in dir. Schämst du dich denn gar nicht?"

„Warum? Weil ich deinen Gaunereien nicht weiter Vorschub leisten will?"

„Wer spricht denn von Gaunereien? Du hast mir Geld geliehen, na schön. Die Polizei kann dir das glauben oder nicht. Eine Quittung habe ich dir, soviel ich weiß, noch nie gegeben. Ich habe dir auch nie versprochen, mit deinem Geld ein Geschäft zu machen oder dich zu heiraten. Es liegt also keinerlei Betrug vor. Die Polizei wird sehr schnell die Wahrheit herausbringen, verlaß dich drauf. Ich war dein Liebhaber, und du hast mich dafür bezahlt, was weiter?"

Jetzt endlich war es ihm gelungen, ihren Panzer eiserner Selbstbeherrschung zu durchbrechen. Sie schrie auf: „Das ist nicht wahr!"

„Nicht? Du wirst es schwer haben, das Gegenteil zu beweisen."

„Kurt! Wie kannst du mir so etwas ins Gesicht sagen. Ich ... ich hätte dich dafür bezahlt, daß du mein Liebhaber warst?"

„Stimmt es etwa nicht? Glaubst du, ich würde mich je mit dir eingelassen haben, wenn du nicht dafür bezahlt hättest? Schau doch einmal in den Spiegel. Wenn du nur ein Fünkchen Verstand hast, wirst du einsehen, daß ich recht habe."

Sie brach in Tränen aus, schlug die Hände vors Gesicht. „Das ist ... das ist teuflisch! Oh, wie gemein ... wie widerlich und gemein du bist", schluchzte sie.

„Die Wahrheit ist sehr selten angenehm", sagte er ruhig, „du hast es dir selber zuzuschreiben, daß ich sie dir sagen mußte."

„Geh!" schrie sie. „Geh! Wie kannst du es wagen, mir noch ins Gesicht zu blicken. Ich will dich nie mehr wiedersehen."

„Leb wohl, Ruth", sagte er mit einer ironischen Verbeugung. „Und viel Glück mit deinem Studienrat."

„Er liebt mich", rief sie außer sich, „daß du es nur weißt. Er wird mich heiraten."

Als die Tür schon hinter ihm ins Schloß gefallen war, hörte er noch ihr wildes, verzweifeltes Schluchzen. Er fühlte weder Mitleid noch Triumph. Er wußte, daß er versagt hatte. Es war sinnlos und töricht gewesen, ihr die Wahrheit zu sagen, aber er hatte keine andere Möglichkeit gesehen, mit ihr fertig zu werden.

Das Pech blieb Torsten zunächst treu. Tausend Mark und keinen Pfennig mehr hatte der Hehler ihm für das Diamanthalsband geboten. Till Torsten wußte, daß er hereingelegt wurde, aber es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Kauf abzuschließen. Er brauchte das Geld, jetzt und sofort.

Dann mietete er sich unter dem Namen Kurt Faber in einer kleinen

Pension in Schwabing ein, denn er konnte im Augenblick keine großen Sprünge machen. Er hatte keine Ahnung, wo er das nächste Geld auftreiben sollte, aber Sorgen machte er sich nicht. Er war sicher, daß irgendwie und irgendwo schon wieder etwas klappen würde.

Es war Zufall, daß er auf einem abendlichen Bummel auch in das Nachtlokal „Herz-As" kam, aber als er sich an die Bar setzte und sich von Yvonne einen Whisky einschenken ließ, erinnerte er sich plötzlich wieder an das, was hier vorgefallen war; an den Schlag aufs Auge, den Gregor ihm verpaßt hatte, bevor er ihn mit der Soda-Flasche außer Gefecht setzen konnte.

Es war jener denkwürdige Abend gewesen, an dem es ihm gelungen war, Michaelas Hausschlüssel zu entwenden. Fast bereute er, hierhergekommen zu sein, aber er ließ es sich nicht anmerken, sondern lächelte Yvonne, die, rothaarig und üppig, hinter der Bar stand, vergnügt an.

„Na, was macht unser junger Freund?" fragte er.

Yvonne musterte ihn unter ihren langen, schwarzgetuschten Wimpern. „Komisch", sagte sie.

„Was ist komisch, schönes Kind?"

„Daß Sie noch frei herumlaufen. Oder sind Sie etwa gerade erst wieder herausgekommen?"

„Wo soll ich denn 'rausgekommen sein . . .?"

„Ach, Sie Unschuldsengel. Ich möchte wissen, wie Sie sich damals rausgeschwindelt haben."

Till zog sein goldenes Zigarettenetui aus der Tasche, klappte es auf, bot Yvonne eine Zigarette an und bediente sich selber. „Sie sprechen in Rätseln."

Yvonne gab ihm Feuer. „Wollen Sie etwa behaupten, daß die Polizei damals gar nicht bei Ihnen gewesen ist?"

„Genau das. Warum sollte sie auch?"

„Weil ich Sie angegeben habe. Diese Kröte, dieses Mädchen wollte nämlich Greg und mich hineinreißen. Das konnte ich mir doch nicht gefallen lassen."

Torsten lachte. „Natürlich nicht. Verlangt auch niemand von Ihnen. Aber was mich betrifft . . . Fehlanzeige. Was ist denn überhaupt passiert? Ich habe keine Ahnung."

„Sie wissen nicht, daß bei Michaelas Eltern Geld geklaut worden ist?"

Er machte ein erstauntes Gesicht. „Ach nein. Das hätte ich der Kleinen eigentlich nicht zugetraut."

„Sie glauben, daß sie es selber war?"

„Wer denn sonst?" Torsten leerte sein Glas. „Noch einen für mich und einen für Sie, schönes Kind."

Yvonne schenkte noch einmal ein. „Schon möglich", sagte sie nachdenklich, „zuzutrauen wär's ihr. Wahrscheinlich wollen ihre Eltern deshalb nichts mehr von ihr wissen. Bloß Greg, der grüne Junge, sieht's nicht ein. Er schwört Stein und Bein auf diese Micky, und wenn ich ihm sage, daß sie eine Kröte ist, wird er böse."

„So sind die Männer. Wo die Liebe hinfällt. Das sollten Sie doch wissen."

„Ihnen hat das Mädchen doch auch gefallen, sonst wären Sie doch nicht mit ihr herumgezogen."

„Von gefallen kann gar keine Rede sein, schönes Kind. Sie ist meine Nichte."

„Was?" Yvonne riß die grünen Augen auf.

„Ja, wußten Sie das denn nicht? Sie ist wirklich meine Nichte. Ohne Spaß. Ihre Mutter ist meine Schwester."

Yvonne lachte. „Haben Sie das auch geglaubt?"

„Wieso?"

„Diese Micky ist doch gar nicht das richtige Kind. Sie ist bloß adoptiert. Sie können also auch nicht ihr Onkel sein, es sei denn . . ."

„Donnerwetter. Da eröffnen sich ja Perspektiven. Ich meine, die Adoptiveltern . . ."

„Sie hat furchtbaren Stunk bekommen zu Hause, und die Eltern haben sie in ein Heim gesteckt. Greg war



Gisela Schlüter:

Mein Fernseh-Cocktail

Was ist Fernsehen?

Für die Geräteindustrie ein „Hauptwort", für Manager ein „Zeitwort", für Künstler ein „Tätigkeitswort", für Zuschauer ein „Zahlwort", für Rundfunkfanatiker ein „Fremdwort" und für Ehepaare, die sich nichts mehr zu sagen haben, hoffentlich auch im Jahre 1961 ein „Bindewort"!

●

„**E**inen hübschen Sohn hast du", flachste Wasserkantinier Addi Münster, als er sah, daß Otto Höpfner besonders jugendlich-geschmeichelte Fotos von sich verteilte. Zwei Teenager schnappten diese Bemerkung auf und fragten: „Was, Sie haben einen Sohn, Herr Höpfner?" Otto zeigte ihnen daraufhin stolz ein Babyfoto seines strammen Stammhalters. „Guck mal, Else", meinte die eine, „in dem Alter — und dann noch so 'n kleinen Sohn!"

●

Innerhalb einer Minute auf dem Fernsehapparat zu erscheinen, versprach Klettermaxe Arnim Dahl dem Besichtigungsgegenstand Barbara Valentin und machte sein Versprechen auf die ihm eigene Art wahr. Ob sich Barbara im neuen Jahr ebenso durchsetzen wird wie Arnim im alten? Eine hübsche Wohnung hat sie jedenfalls schon, wenn auch Meinungsverschiedenheiten darüber herrschen, wie sie eingerichtet ist. Eins hat sie jedenfalls bestimmt in ihrem Appartement — einen Auszieh-Tisch!

●

Auf amerikanischen Bildschirmen flimmert eine glanzvolle Eisrevue. „Na, sieht sie nicht jung und frisch aus?" begeistert sich Mr. Smith für den seit langen Jahren berühmten weiblichen Star der Schau. „Kein Wunder", bemerkt Mrs. Smith spitz, „ein Leben lang auf Eis!"

●

„**B**ei ihr piept's", sagt man von Edith Hancke und meint ihre berlinientreue Kinderstimme, die sich der NWRV für eine weitere Folge der Serie „Am Abend ins Odeon" auslieh. Kürzlich saß Edith mit ihrem Ehemann Lutz Moik im Kino und genoß die Reklamen vor dem Hauptfilm. Plötzlich pries ein durchdringend plärrendes Kind eine Spezialunterwäsche an, worauf sich ein Ehepaar umdrehte und anerkennend nickte: „Wir haben Sie gleich erkannt, Frollein Hancke!"

●

Hinter die Kulissen der Schallplattenbranche und Schlager-Festivals will das SDR-Fernsehen in einem Dokumentarfilm leuchten und sicherte sich die fachmännliche Unterstützung von Chris Howland, Ralf Bendix und die fachweibliche von Conny, Belina u. a. Zwar bin ich nicht gefragt, aber ich finde, es singen heutzutage viel zu viele. Manch sangeskünstlerische Eintagsfliege sollte sich die Methode einiger Bundestagswähler zunutze machen und sich ... der Stimme enthalten!



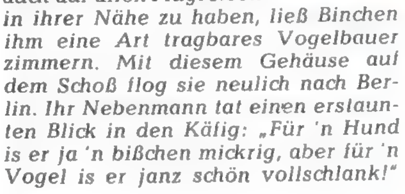
Willy Hagara, Firmenzeichen: Wiener Charme auf der Unterlippe, wollte seine Ehefrau Luise zu Weihnachten überraschen. Nicht mit seinem Fernsehvertrag für den „Blauen Bock", sondern mit seiner ohne ihr Wissen aufgenommenen Platte „Karneval in Portugal". Luises kalte Dusche: „Eine Platte von der Callas wäre mir lieber gewesen!"



„Nein, ich habe nichts gesagt — das war gestern."

Nicht nur mich, sondern auch ihren vom Ballett kommenden Partner Günter Roeder setzte Lil Dagover bei der Arbeit an ihrem vierten Fernsehspiel „Der Mann von draußen" durch die Art ihrer Pausenentspannung in Erstaunen: Sie warf sich in einen klassischen Spagat und thronte so lange auf dem Fußboden, bis die Arbeit weiterging. Eine etwas sonderbare Dame? Man könnte auch sagen: Welche Fülle an bisher ungenutzten Talenten. Und das in einer Zeit, in der unsere Teenagerstars bereits mit 21 ein Come-back nötig haben!

●



Ibsens „Wildente" bringt Sabine Sinjen die lang erhoffte dramatische Fernsehaufgabe unter der Regie von Rudolf Noelte. Um ihren lebenden Talisman und ständigen Begleiter, den Zwergdackel Mignon, auch auf allen Flugreisen in ihrer Nähe zu haben, ließ Binchen ihm eine Art tragbares Vogelbauer zimmern. Mit diesem Gehäuse auf dem Schoß flog sie neulich nach Berlin. Ihr Nebenmann tat einen erstaunten Blick in den Käfig: „Für 'n Hund is er ja 'n bißchen mickrig, aber für 'n Vogel is er janz schön vollschlank!"

●

„**S**chlagerlieblinge und ihre Lieblingsschlager" betitelt sich eine Sendung aus der Frühjahrskollektion des Fernsehens. Auch Alexander Hirt, oder besser Rex Gildo, wie er mit unbürgerlichem Namen heißt, ist mit von der Partie. Mit von der Party war er bei einem Jachtfest in Portofino, wo er zeigte, was er bisher im deutschen Lustspielfilm gelernt hat: Mit Rosen bewaffnet turnte er so temperamentvoll über die Gangway, daß er kopfüber ins Wasser plumpste!

●

Reichsbahninspektoranwärter war Hans J. Diedrich, bevor er über die Zwischenstationen Schuster, Bauarbeiter, landwirtschaftlicher Lehrling, Transportarbeiter und wiederum Bauarbeiter zur Ulknudel der „Münchner Lach- und Schießgesellschaft" wurde. „Gibt es irgend etwas Bleibendes von Ihnen?" forschte ich, „vielleicht ein Gedicht oder eine Komposition?" „Gibt es", bestätigte »Diedsch«, wie er genannt wird, „im 6. Stock des Hamburger Pressehauses stammen einige Wände von mir!"

Kleine Wochenschau

■ **ALFRED LOHNER wünscht sich zu seinem 40jährigen Bühnenjubiläum, daß die Briefe seiner früheren Verehrerinnen nicht mehr versehentlich bei seinem fernsehbekannteren Namensvetter Helmuth Lohner landen.**

■ **LANA TURNER in einem Fernsehinterview über ihre neueste Ehe: „Fred und ich beschlossen zu heiraten, als sich unsere Freundschaft abzukühlen begann."**

■ **WILLY FRITSCH meldete seinen jüngsten Sohn Thomas bei dem Hamburger Schauspiellehrer Eduard Marks an.**

■ **LOU VAN BURG mußte nach seiner Rückkehr von einer Deutschland-Tournee genau 3700mal seinen Namen schreiben — so viele Autogrammbitten lagen vor. „Eine bezaubernde Strafarbeit", lautete Lous Kommentar.**

■ **SCHLUSSPUNKT: Reklameschild an einer Reparaturwerkstatt für TV-Geräte: „Der praktische Mensch repariert sein Fernsehgerät selbst. Anschließend bringt er es zu mir!"**

Das Mädchen Michaela

ganz außer Rand und Band und ist jeden Tag hingelaufen, um sie zu sehen. Aber da war sie schon weg. Und nachher, als er sie endlich wieder aufgestöbert hatte, schlug sie ihm ins Gesicht."

„Ein tolles Mädchen."

„Das schlimmste ist, daß er immer noch verliebt in sie ist. Stellen Sie sich vor, dieser Flegel kommt hierher, tut so, als wenn er sich für mich interessierte, dabei will er sich bloß Trost holen und über seine Micky sprechen. Aber dem habe ich schön heimgeleuchtet."

„Recht so. Aber wo ist sie denn jetzt, wenn sie nicht mehr in diesem Heim ist?"

„Bei irgendeiner Familie am Goetheplatz. Als Hausangestellte. Stellen Sie sich so was vor. Dabei tat sie immer wie eine Prinzessin auf der Erbse."

„Sie kann einem fast leid tun, wie?"

„Mir nicht", sagte Yvonne entschieden. „Um die brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. So eine Kröte kommt immer wieder auf die Beine."

Ein anderer Bargast zog Yvonne jetzt ins Gespräch, und Torsten war froh darüber. Er mußte seine Gedanken ordnen. Er witterte irgendein Geheimnis, das er ausbeuten konnte, aber noch sah er nicht klar. Er zweifelte keinen Augenblick an Yvonnes Worten. Sie schien genau zu wissen, daß Michaela ein Adoptivkind war. Aber warum hatte ihm Isabell das nie erzählt?

Er rechnete nach. Michaela mußte jetzt 16 Jahre alt sein. Vor 16 Jahren, ja, da hatte er seine erste Strafe abgebüßt. Er hatte einen Wechsel gefälscht. Anfängerarbeit natürlich. Er hatte es getan, weil er einem Mädchen imponieren wollte. Wie hieß sie doch gleich? Gerda Degerndorf. Ja. Als er aus der Haft kam, war sie spurlos verschwunden. Sie hatte ihm niemals ins Gefängnis geschrieben, aber er war überzeugt gewesen, daß sie auf ihn warten würde. Sie hatte doch immer behauptet, ihn zu lieben. Er hatte sie gesucht. Vergeblich. Diese Geschichte hatte ihm einen Knacks gegeben, er wußte es selber ganz genau.

Wenn Gerda auf ihn gewartet hätte, vielleicht hätte er den Weg zurück ins bürgerliche Leben gefunden. Dann wäre er heute wahrscheinlich ein braver Bürger mit Weib und Kind in einem trauten Dreizimmerheim. Na ja, es war eben anders gekommen.

Till trank sein Glas leer, zahlte und ging.

Er dachte noch immer über das nach, was Yvonne ihm erzählt hatte. Als er aus dem Gefängnis gekommen war, hatte Isabell ein Töchterchen gehabt. Michaela. Sie hatte es angeblich in der Zeit seiner Haft bekommen. Jetzt wußte er, daß es nicht stimmen konnte. Damals hatte Isabell noch Vertrauen zu ihm gehabt, war überzeugt gewesen, daß die Wechselfälschung ein einmaliger Fehltritt gewesen war. Trotzdem hatte sie ihm nichts von der Adoption erzählt.

Sonderbar, sehr sonderbar. Noch konnte Till Torsten sich auf die ganze Geschichte keinen Reim machen.

*

Es war acht Uhr abends. Gerda Ackermann hatte noch einmal nach den Kindern geschaut. Sabine und Peter schliefen schon friedlich. Sie trat ins Wohnzimmer. Arnold saß in seinem Lieblingssessel und las die Zeitung. Er sah nicht auf, als sie ins Zimmer kam. Unnötig laut eilte sie hin und her, stellte eine Flasche Wermut und Gläser, einen Tel-

ler mit Keks auf den Tisch, holte ihren Stopfkorb hervor. Ihr Mann wandte keinen Blick von seiner Zeitung.

„Arnold", sagte sie endlich laut.

Er brummte nur.

„Arnold . . . sie ist schon wieder weg."

Jetzt ließ Arnold die Zeitung sinken. „Wer?"

„Michaela."

„Ja, ich weiß. Sie hat sich von mir verabschiedet." Er sah wieder in seine Zeitung, um ihr zu verstehen zu geben, daß der Fall für ihn damit erledigt war.

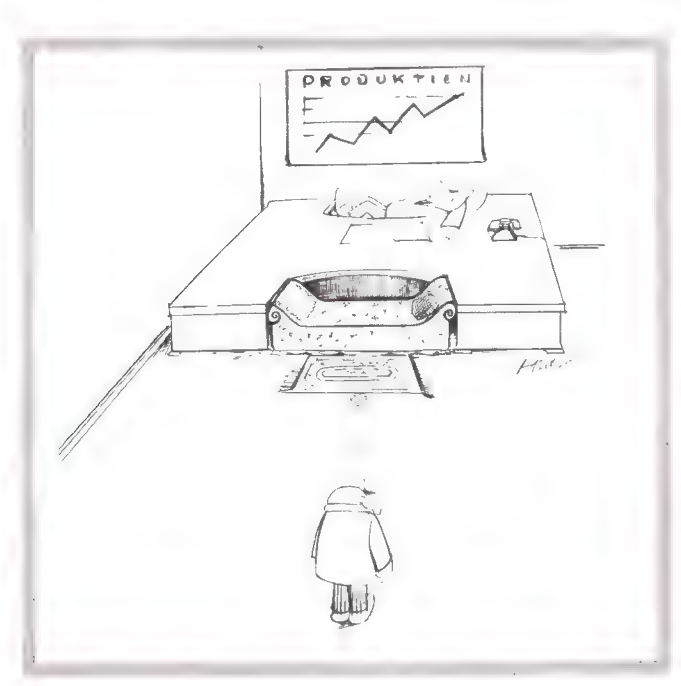
„Ich begreife nicht, Arnold, wie du so ruhig bleiben kannst."

Jetzt faltete er die Zeitung endlich zusammen. „Ich will dir einmal was sagen, mein liebes Kind", sagte er ruhig. „Mir scheint, du weißt selber nicht, was du willst. Als Michaela Abend für Abend bei uns zu Hause war, hat es dir nicht gepaßt, und jetzt, da sie anfängt, ihr eigenes Leben zu führen . . ."

„Aber was tut sie, Arnold? Wir müssen doch wissen, was sie tut."

„Was schon? Sie wird mit jungen Leuten zusammen sein. Vielleicht tanzen. Was weiß ich."

„Du machst dir die Sache sehr leicht, Arnold."



„Findest du? Da muß ich dir aber widersprechen. Ich bin der Meinung, daß du Michaela falsch behandelt hast."

„Ich? Bin ich nicht immer nett zu ihr gewesen?"

„Das glaubst du. Du hast sie sehr deutlich fühlen lassen, daß dir ihre Anwesenheit lästig war."

„Das ist nicht wahr. Wie kannst du das behaupten? Nie habe ich ihr das gezeigt. Niemals . . ."

„Aber du hast so empfunden. Ich habe dir schon einmal gesagt, daß Michaela ein schwieriges Kind ist, das sehr viel Liebe und Vertrauen braucht. Ich wußte, daß du ihr das nicht geben konntest. Deshalb war ich dagegen, sie bei uns aufzunehmen. Aber du . . ."

„Arnold, darüber wollte ich ja gerade mit dir sprechen", unterbrach sie ihn. „Wäre es nicht das beste, wenn wir sie wieder ins Heim zurückbringen?"

„Nein", sagte er.

„Aber, Arnold, siehst du denn nicht ein, daß sie uns einfach entwächst? Sie ist so verändert, so fremd und kalt, du mußt es doch selber auch gemerkt haben. Sie war anfangs so bescheiden, so fügsam. Sie war doch wirklich nett, nicht wahr, Arnold? Nie hat sie irgendwelche besondere Wünsche gehabt, und jetzt verlangt sie auf einmal ein Gehalt."

„Jeder Mensch, der arbeitet, hat Anspruch auf Lohn. Bitte, mach dir jetzt nichts vor, Gerda. Das mit dem Geld stört dich überhaupt nicht. Du weißt genau, daß Isabell Schneider dir das jederzeit ersetzen wird. Warum sprichst du nicht mal mit deiner geheimnisvollen Freundin?"

„Was soll ich ihr sagen?"

„Das mußt du selber wissen. Du hast dir doch sicher auch schon überlegt, was du der Oberin sagen würdest, wenn du sie ins Heim zurückbrächtest . . ."

Am nächsten Morgen, Michaela war wieder erst kurz vor zwölf nach Hause gekommen, schickte Gerda sie weg, um Einkäufe zu machen, damit sie ungestört telefonieren konnte. Sie rief in der Wohnung von Isabell Schneider an.

Frau Beermann war am Apparat. „Tut mir leid, gnädige Frau", sagte sie, „Frau Schneider ist nicht zu Hause."

„Kann ich sie in der Firma erreichen?"

„Leider nicht. Frau Schneider ist verreist."

„Verreist? Aber wohin?"

„Sie ist zur Kur nach Bad Nauheim gefahren."

„Bitte, würden Sie mir wohl die Adresse geben?"

„Gern, gnädige Frau. Frau Schneider wohnt im Kurhotel."

Als Gerda den Hörer auflegte, war sie entmutigt. Sie hatte so sehr gehofft, Isabell sprechen zu können.

Seit sie mit Arnold Ackermann verheiratet war, hatte sie nur noch hin und wieder, und dann sehr flüchtig, an ihre Vergangenheit gedacht. Sie hatte sie bewußt vergessen wollen. Jetzt, seit Michaela bei ihnen lebte, stieg alles wieder vor ihr auf, als wenn es gestern gewesen wäre. Sie hatte lange Zeit nicht mehr verstehen können, wieso sie sich damals so sehr in den jungen, leichtsinnigen Till Torsten verliebt hatte. Wenn sie Michaela ansah, begriff sie es wieder ganz genau. Sie war damals so jung, so unerfahren gewesen wie Michaela heute, sie hatte sich von ihren Eltern unverstanden gefühlt, sie hatte sich nach Liebe gesehnt, nach dem wirklichen Leben, das, wie sie glaubte, ein Rausch von Glück sein würde.

Jahrelang war dieses erste Erlebnis von der Enttäuschung überschattet gewesen, die nachher kam. Heute wußte sie wieder, daß die Monate, die von ihrer Liebe zu Till Torsten erfüllt gewesen waren, die glücklichsten ihres Lebens gewesen waren. Eine zauberhafte, selige, sorglose Zeit.

Sie erinnerte sich an die Nächte, in denen sie vor Glück nicht hatte schlafen können, an die Stunden, wo sie dem Wiedersehen mit Till Torsten entgegenfieberte, sie erinnerte sich, wie selig sie gewesen war, wenn sie in seinen Armen gelegen hatte, seine warmen, festen Hände gespürt, seine zärtliche, weiche Stimme an ihrem Ohr gehört hatte.

In dieser Zeit ihres großen Glücks aber war sie genauso kalt und ablehnend zu ihren Eltern gewesen, wie Michaela heute zu ihr war.

Von heute auf morgen war alles aus gewesen. Das Erwachen war wie ein Keulenschlag gekommen, so schrecklich, daß sie noch lange unter einem dumpfen Druck gelebt hatte, ohne wirklich begreifen zu können, was geschehen war.

Till war verhaftet worden. Alle Zeitungen hatten darüber berichtet. Er hatte sich das Geld, mit dem er ihr imponiert hatte, durch Betrug besorgt. Die Erkenntnis war furchtbar gewesen. Noch schlimmer war es, als sie wenige Wochen später feststellen mußte, daß sie Mutter wurde. Sie wollte sich umbringen, bevor das Kind zur Welt kam.

Aber Isabell hatte alles für sie arrangiert. Und Arnold Ackermanns Liebe hatte sie später für alles entschädigt, was sie durchgemacht hatte.

Gerda sah auf die Uhr. Jetzt war Michaela schon fast dreiviertel Stunde fort. Wie konnte sie soviel Zeit für die kleinen Einkäufe brauchen, die sie ihr aufgetragen hatte? Wo steckte sie?

Sie trat ans Fenster, schob die Gardinen zurück, öffnete den Flügel. Sie blickte hinunter auf den Goetheplatz. Einen Augenblick glaubte sie, daß ihr Herz aussetzen müßte vor Entsetzen.

Gerda sah Michaela in lebhaftem Gespräch mit einem schlanken, dunkelhaarigen Mann, Till Torsten . . .

(Fortsetzung folgt)

Fremdes Herz in deiner Brust?

Dr. Graupner sprach beim Stockholmer Nobelfest mit den Nobelpreisträgern für Medizin. Sie erklärten ihm: Die Zukunft der Organverpflanzungen hat schon begonnen . . .

Nirgends in der Welt wird der Wissenschaft so gehuldigt wie am Nobel-Tag in Stockholm. Fünfzehnhundert festlich gekleidete Gäste füllen das große Konzerthaus. Unter Fanfarenklängen betritt der schwedische König mit seiner Familie den Saal.

Es öffnen sich Flügeltüren, an denen zwei Stockholmer Studenten mit weißer Mütze und Schärpe die Nobelpreisträger erwarten.

Und dann schreiten sie auf das Podium, gefolgt von den fünf geehrten Wissenschaftlern, die aus der Hand des Königs den Preis entgegennehmen, die größte wissenschaftliche Ehrung, die in Europa vergeben wird.

Am Abend hat der König die Preisträger im goldenen Saal des Stadthauses zu Gast. Und es folgt die hübscheste Szene dieses traditionsreichen Festes: Studenten und Studentinnen erweisen den Fürsten der Wissenschaft ihre Reverenz und eröffnen den Ball.

Die Medizinpreisträger waren diesmal der Australier Professor Burnet und der Engländer Medawar.

Kaum ein Arzt, in dessen Sprechzimmer sich die Kranken drängen, kaum ein Klinikchef, der bei Schwerkranken oft die Grenzen seiner Macht erkennen muß, kannte bisher ihre Namen.

Aber vielleicht werden in einem Jahrzehnt Kranke nach ihrer Operation mit Dankbarkeit an diese beiden Männer denken, die 1960 die große Auszeichnung in Stockholm erhalten haben.

Sie haben die Frage untersucht, ob Körperorgane ausgetauscht werden können wie Autoteile zweier verschiedener Wagen. Vielleicht wird es in Zukunft dank ihrer Forschungen nicht nur eine Blutbank, sondern auch eine „Herzbank" oder „Nierenbank" geben.

Medawar und Burnet sind nämlich die Pioniere der Organverpflanzung.

Die Ärzte haben immer wieder die Erfahrung machen müssen, daß es nicht gelingt, ein Organ von einem Menschen auf den anderen zu verpflanzen, jedenfalls nicht so, daß es für immer einheilt. Es macht zwar dem Chirurgen keine Schwierigkeiten, ein Stück Haut von einem Spender zu entfernen und einem Patienten einzunähen, ja sogar eine ganze Niere auf einen fremden Körper zu übertragen und zu verpflanzen. Kurz nach der Operation sieht es dann meist so aus, als würden sich die verpflanzten Teile im neuen Organismus tatsächlich „einleben".

Aber nach einiger Zeit, etwa nach zwei Wochen, beginnt sich das verpflanzte Stück abzukapseln, es geht zugrunde und wird abgestoßen.

Solche Verpflanzungen glücken nur, wenn sie von einer Stelle des Körpers auf eine andere desselben Körpers überpflanzt werden. Dann stammt das verpflanzte Stück vom selben Organismus und heilt ein. Ferner gelingen derartige Operationen bei sogenannten eineiigen Zwillingen, also bei solchen Geschwistern, die die gleiche Erbmasse von den Eltern mitbekommen haben und darum beinahe ein Organismus sind.

Der menschliche Körper „erkennt" Fremdkörper, die das eigene chemische Muster nicht besitzen, er kennt „eigen Fleisch und Blut".

Treffen nun unsere Zellen auf fremde Stoffe, zum Beispiel nach Überpflanzung eines Stückes Haut, so entdecken sie das fremde Zellenmuster, den falschen „Fingerabdruck", und sofort wehrt sich der Körper dagegen. Er bildet Abwehrstoffe, sogenannte Antikörper, er rüstet eine Streitmacht aus, die mit dem fremden Körperteil fertig werden soll.

Was hier mit fremden Zellen geschieht, unterscheidet sich nicht von dem, was beim Eindringen eines Krankheitserregers passiert. Auch das Bakterium oder das Virus ist ein Fremdkörper, und automatisch bildet unser Organismus gegen ihn Abwehrstoffe. Gelingt ihm dies, dann ist der Körper immun gegen die fremden Stoffe.

Der Nobelpreisträger Burnet hat nun versucht, diese Immunitätsschranke zu durchbrechen.

Dabei machte er eine überraschende Feststellung. Bisher glaubte man, daß die Immunität, die ja ein Stück Persönlichkeit ist, dem Menschen mit auf die Welt gegeben wird.

Das erwies sich als ein Irrtum. Der Embryo besitzt eine solche Immunitätsschranke überhaupt nicht. Nicht einmal bei einem Neugeborenen ist sie vorhanden. Es dauert Wochen und Monate, bis der Organismus sie entwickelt.

Mit anderen Worten: Der menschliche Körper lernt erst im Laufe der Zeit die Fähigkeit, Fremdes zu erkennen. Er kennt anfangs sein spezifisches Muster, seine persönliche Erkennungsmarke noch nicht, und darum ist er anfangs noch nicht immun gegen fremde Stoffe.

Nach seiner aufsehenerregenden Entdeckung prophezeite Burnet: Eines Tages wird man ein Embryo oder ein Neugeborenes so präparieren können, daß es einen Fremdkörper annimmt, das heißt, die Immunitätsschranke durchbricht.

Das bedeutet mit anderen Worten: Es können die Voraussetzungen für lebensrettende Verpflanzungsversuche geschaffen werden, wie es sie heute noch nicht gibt.

Der Londoner Biologe Professor Medawar bestätigte die Entdeckung des Australiers durch Tierversuche. Er impfte ungeborenen Mäusen fremdes Gewebe einer anderen Mäuserasse ein. Diese Mäuse kamen normal zur Welt und entwickelten sich normal. Als sie dann reif genug geworden waren, um eine Immunitätsschranke zu besitzen, machte er mit ihnen Verpflanzungsversuche.

Und es zeigte sich, daß das fremde Gewebe angenommen wurde, allerdings nur, wenn das eingepflanzte Gewebe dem entsprach, das man den ungeborenen Mäusen eingeimpft hatte. Die Immunitätsschranke war also nur in einer bestimmten Richtung durchbrochen.

Aber sie war durchbrochen . . . Zum erstenmal konnte der Traum der Chirurgen im Experiment verwirklicht werden.

*

Es steht jetzt fest, daß ein Körper für fremde Gewebe umgeschult, daß sein Unterscheidungsvermögen hinsichtlich des eigenen und des fremden Organs verwischt werden kann.

Der tiefe Einblick, den diese faszinierenden Experimente in die Lebensvorgänge zulassen, kann sehr bedeutende praktische Folgen haben. Damit ist freilich nicht in allernächster Zeit zu rechnen.

Kurz bevor der schlanke, hochgewachsene Professor Medawar im Konzerthaus von Stockholm seinen Preis vom schwedischen König entgegennahm, hatte der schwedische Professor Sven Gard die Bedeutung dieser Forschungen erläutert: „Was die praktische Verwendung betrifft, so wurden bislang nur die ersten tastenden Schritte unternommen. In der Theorie ist das Problem gelöst. In der Praxis müssen erst große technische Schwierigkeiten überwunden werden. Es besteht jedoch Veranlassung, der Entwicklung mit Zuversicht entgegenzusehen."

Das sind die vorsichtigen Worte eines berühmten Mediziners, und er begründet damit auch die praktische Bedeutung der Preisverleihung. Man hat nicht an die Gegenwart, sondern an die Zukunft gedacht, und wahrscheinlich hat diese Zukunft schon begonnen.

Für praktische Zwecke wird die Durchbrechung der Immunitätsschranke, die Voraussetzung für Organverpflanzungen, nicht wie in den Experimenten Medawars versucht werden. Seine Experimente haben gezeigt, daß das Ziel grundsätzlich erreicht werden kann. Daß es auch auf anderem Wege geht, hat wiederum Burnet entdeckt.

Wenn wir von einem Virus befallen werden, dann erfolgt auch eine Durchbrechung der Immunitätsbarriere. Die Viren sind ja Fremdkörper, sie müßten also von den lebenden Zellen abgewehrt werden. Das geschieht häufig nicht, der Mensch erkrankt zum Beispiel an Kinderlähmung oder infektiöser Gelbsucht.

Nun vermehren sich die Viren aber nur innerhalb einer lebenden Zelle. Zum Durchbrechen der Schranke besitzen sie — nach Burnet — einen besonderen Stoff, der die Abwehr- und Alarmvorrichtungen der Zelle außer Kraft setzt. Die Zellen werden wehrlos gegen die Viren gemacht.

Wenn es nun gelingt, diese Eigenschaft der Viren künstlich nachzuahmen und ins Positive zu wenden, nämlich bei der Verpflanzung von Organen, dann ist die Voraussetzung für die praktische Ausnutzung der neuen Entdeckungen geschaffen.

Dann können Tragödien verhindert werden wie im Falle des jungen Franzosen, der nur eine Niere hatte und diese bei einem Unfall verletzt wurde. Ohne Niere kann kein Mensch leben, und um ihren Jungen zu retten, stellte sich die Mutter zur Verfügung, ließ sich eine Niere entfernen und sie dem Sohn einpflanzen.

Aber das Opfer war vergeblich. Die Immunitätsschranke blieb wirksam, die Niere der Mutter wurde dem Körper des Sohnes nicht verschmolzen.

Der Junge starb.

Hier zeigt es sich, was von den Forschungen der beiden neuen Nobelpreisträger zu erwarten ist. Die Wissenschaftler, die die Professoren Burnet und Medawar mit dem Nobelpreis ausgezeichnet haben, denken auch noch an andere Möglichkeiten, an Forschungen, die mit dem Krebs und mit der Vererbungslehre zusammenhängen.

In Stockholm werden keine kurzfristigen Erfolge belohnt. Man weiß, daß die Wissenschaft einen langen Atem hat und viel Zeit braucht.

Aber die Fanfaren, die in Stockholm erklangen, sind das Zeichen dafür, daß sich für die kranke Menschheit wieder einmal neue Hoffnungen ergeben.

Dr. Heinz Graupner

Im nächsten Heft:
Die Unaussprechliche . . . Neue Mittel gegen ein altbekanntes Leiden



Frühlingserwachen in Milwaukee

Ohne Wissen ihrer Eltern heiratete die siebzehnjährige Kathleen Birmingham (zweite von links) ihren neunzehnjährigen Freund Milton Babich, weil sie von ihm ein Kind erwartete. Später, als ihr Mann in den Verdacht geriet, Kathleens jüngere Schwester brutal ermordet zu haben, kam es im Gerichtssaal zu einer erregten Auseinandersetzung zwischen Kathleen und ihrer Mutter (ganz links). Neben Kathleen: der Bruder ihres Mannes.

Indizien!

Kurt Juhn berichtet aus New York über eine Mordaffäre, die Amerika in Atem hielt

In West Allis, einer Vorstadt von Milwaukee, lebt die Familie Birmingham in einem hübschen Einfamilienhaus.

Kathleen heißt die älteste Tochter der arbeitsamen Eltern. Die 17jährige ist ungewöhnlich hübsch, genau wie Patricia, ihre vierzehn Monate jüngere Schwester.

Aber im Gegensatz zu Kathleen ist Pat redselig und sehr vergnügungssüchtig.

Die Birminghams haben außerdem noch fünf kleinere Kinder, auf welche die beiden Schwestern oft aufpassen müssen. Dabei leisten ihnen fast immer ihre Freunde Gesellschaft.

Denn wie es in amerikanischen Familien Sitte ist, haben Kathleen und Pat schon feste Freunde, die sie mit nach Hause bringen dürfen. Kathleens Freund ist der 19jährige Milton Babich, ein ernster Student, der von seinen Professoren wegen seines Fleißes und seiner Zielstrebigkeit oft gelobt wird.

Und Pat ist mit dem 16jährigen Cornelius Holbert sehr befreundet.

Anfang Dezember sagt Kathleen bleich zu dem Studenten: „Milt, ich erwarte ein Kind. Was sollen wir tun?"

Indizien!

„Die Eltern dürfen nichts davon erfahren", antwortet Milton. „Beruhige dich. Ich lasse dich nicht im Stich."

„Aber was sollen wir denn machen?" drängt Kathleen ungeduldig. „Wir können doch nicht heiraten. Du weißt doch, daß man hier im Staat Wisconsin einundzwanzig Jahre alt sein muß, um eine Eheerlaubnis zu bekommen."

„Das ist doch ganz einfach", versucht Milton sie zu beruhigen. „Wir brauchen nur in den Staat Michigan zu reisen. Dort kann man bereits mit achtzehn Jahren heiraten. Und jeder wird dir glauben, wenn du dich als Achtzehnjährige ausgibst."

Die beiden beschließen, den Zustand Kathleens geheimzuhalten. Im Februar wollen sie heimlich nach Michigan reisen, um sich dort trauen zu lassen. Dann können sie ihre Eltern vor vollendete Tatsachen stellen.

Anfang Januar treffen sich Kathleen und Milt auf der Straße. „Was ist mit dir los?" fragt der Student seine Freundin. Ihm ist nicht entgangen, daß sie sehr erregt ist.

„Meine Schwester ..." stammelt sie. „Pat ... Sie hat etwas gemerkt. Und sie hat ein loses Mundwerk. Die wird nicht schweigen..."

„Unsinn", beschwichtigt Milt. „Sie wird bestimmt schweigen. Und vielleicht ziehe ich deine Schwester sogar ins Vertrauen. Ich werde darüber auf jeden Fall nachdenken."

Die beiden treffen weiter ihre geheimen Vorbereitungen für ihre geplante Flucht nach Michigan. Milt hebt von der Bank 1400 Dollar ab, alles Geld, das er sich zusammengespart hat. Und er hat auch schon einen Brief aufgesetzt, den Kathleen am Tag ihrer Flucht ihren Eltern zurücklassen soll.

Am 10. Februar wollen sie nach Michigan reisen.

Es kommt aber etwas dazwischen. Am 9. Februar nämlich geraten die beiden über eine Kleinigkeit in Streit. Wütend läßt Milton seine Freundin allein. Auf dem Nachhauseweg trifft er ihre Schwester Patricia und erzählt ihr von seiner Auseinandersetzung mit Kathleen.

„Sie ist dir bestimmt nicht lange böse", meint Pat. „Du kennst sie doch."

„Ja, mag sein", gibt Milt zu. „Aber ich komme erst wieder in euer Haus, wenn ich bestimmt weiß, daß sie versöhnlich gestimmt ist."

Er macht eine kleine Pause, sieht Pat nachdenklich an. Dann fährt er fort. „Du, ich habe eine glänzende Idee. Wir werden uns morgen nachmittag gegen halb vier treffen. Dann wirst du mir berichten, was Kathleen über die ganze Sache denkt."

Das junge Mädchen ist einverstanden.

Am nächsten Tag berichtet Patricia ihrer Freundin Ruth Miller nach der Schule voller Stolz: „Ich habe eine Verabredung. Mit Milton Babich."

„Du bist verrückt. Der ist doch mit deiner Schwester befreundet. Ein solches Küken wie dich beachtet er überhaupt nicht."

Pat lacht übermütig. Sie hat keine Ahnung, daß Milt sich schon zwei Stunden vorher wieder mit ihrer Schwester versöhnt hat. Stolz erklärt sie ihrer Freundin: „Ich habe viel mehr Sex-Appeal, als du glaubst..."

Mit diesen Worten verschwindet sie um eine Ecke.

*

Patricia Birmingham kommt an diesem Abend nicht nach Hause. Ihre Eltern sind in großer Sorge.

Und Milton und Kathleen beschließen, ihre Flucht zu verschieben.

„Ich würde an Ihrer Stelle die Polizei anrufen", erklärt Milton Babich der besorgten Mutter. „Nicht, daß ich ernstlich Angst um Pat habe, aber sie kann vielleicht verunglückt sein."

Frau Birmingham folgt diesem Rat.



Ganz Amerika war davon überzeugt, daß der Student Milton Babich (links) die fünfzehnjährige Pat Birmingham ermordet hatte. Nur seine Frau, die hübsche Kathleen, hielt treu zu ihm. Sie glaubt auch heute noch an seine Unschuld.

Standhafte Liebe

„Machen Sie sich keine unnützen Sorgen", sagt ihr ein Polizeibeamter am Telefon. „Nach der Beschreibung, die Sie uns soeben von Ihrer Tochter gegeben haben, ist sie eine recht erwachsene junge Dame. Und bei jungen Damen kann man die seltsamsten Überraschungen erleben. Wissen Sie, Frau Birmingham, daß von hundert in Milwaukee vermißten jungen Mädchen etwa 98 einige Tage nach ihrem Verschwinden in Chikago aufgefunden werden? Chikago ist so nah von hier und hat eine unheimliche Anziehungskraft auf junge Leute."

„Pat ist fünfzehn Jahre alt", sagt Frau Birmingham entrüstet. „Vergessen Sie das nicht!"

„Ich weiß", erwidert der Beamte, „aber viele der jungen Damen, von denen ich sprach, sind erst dreizehn oder vierzehn Jahre alt."

Die Polizei sendet in den nächsten Stunden Fotos von Patricia Birmingham per Funk an alle größeren Städte der Vereinigten Staaten. In Milwaukee selbst und in der Umgebung der Stadt suchen Polizeistreifen nach dem vermißten Mädchen. Aber sie finden keine Spur.

Etwa drei Wochen nach Pats rätselhaftem Verschwinden melden sich zwei Soldaten in Chikago bei der Polizei. Sie haben Fotos von Patricia Birmingham in der Zeitung gesehen. Und die Soldaten erinnern sich, in einem Tanzlokal mit zwei Animierdamen zusammen gewesen zu sein, von denen die eine ganz bestimmt das vermißte Mädchen gewesen sein soll. Sie nannte sich nicht Pat, sondern Lucy, aber es scheint selbstverständlich, daß sich Patricia einen andern Namen zugelegt hat.

Nachforschungen in dem Lokal fördern aber nichts zutage. Die beiden Mädchen sind nicht mehr dort, und der Manager hat ihre Adressen nicht notiert.

Trotzdem sind Pats Eltern fest davon überzeugt, daß ihre Tochter noch lebt und nur aus Abenteuerlust davongelaufen ist.

Es ist inzwischen Mitte März geworden. Und jetzt endlich setzen Kathleen und Milton ihren lange vorbereiteten Plan in die Tat um und fahren nach Calamatso im Staate Michigan.

Sie lassen einen Brief an Pats Eltern zurück: „Seid ohne Sorge! Wir heiraten ... und kommen bald zurück."

Am 17. März werden sie getraut.

Sie ahnen nichts davon, daß gerade zu dieser Zeit in Milwaukee etwas geschieht, das ihrem Schicksal eine neue Richtung geben wird. Ein Ereignis, das auch der an alles denkende Milton Babich nicht voraussehen konnte ...

*

An diesem Tag springt eine 43jährige Frau von einer Brücke in den eiskalten Milwaukee River, kurz vor der Mündung des Flusses in den Michigansee.

Ein Autofahrer hat sie bei ihrem Sprung in den Fluß beobachtet. Er stoppt sofort seinen Wagen und rennt zum Ufer. Aber die Lebensmüde ist bereits untergegangen.

Dem Autofahrer bleibt nichts anderes übrig, als Polizei und Feuerwehr zu verständigen. Eine große Zuschauermenge sammelt sich am Ufer an, als Feuerwehrleute versuchen, die Leiche zu bergen. Nach zwei Stunden haben sie Erfolg. Mit großer Mühe ziehen sie eine Leiche aus dem Fluß.

Aber es ist nicht die 43jährige Selbstmörderin, sondern ein blutjunges Mädchen.

Die Tote hat Schußwunden hinter dem linken Ohr und auf der linken Wange. An ihre Füße ist ein großer Zementblock gebunden. Ihre Beine sind gefesselt, mit einem Leinwandstreifen, der, wie sich später herausstellt, aus einem Männerhemd herausgeschnitten ist.

Es kann keinen Zweifel geben: Das junge Mädchen ist ermordet worden. Der Polizeiarzt stellt fest, daß sie etwa drei Wochen im Fluß gelegen haben muß, bevor man sie gefunden hat.

Und es dauert auch nicht lange, bis man weiß, daß es sich um die vermißte Patricia Birmingham handelt.

Nachdem Patricias Eltern den ersten Schock über die Unglücksnachricht verwunden haben, beginnt Kommissar Kraemer sein Verhör.

„Wann haben Sie Ihre Tochter zum letzten Male gesehen?" fragt er Patricias Mutter.

„Mittags, bevor sie zur Schule ging. Sie wollte sich nach der Schule mit Cornelius Holbert treffen."

„Eine Schulfreundin Ihrer Tochter behauptet aber, daß sich Patricia mit Milton Babich verabredet hatte. Wissen Sie etwas darüber?"

„Jaja, das hat uns Milton erzählt. Aber er ist nicht zu dieser Verabredung hingegangen. Es ging um einen Streit, den er mit Kathleen hatte. Aber die beiden hatten sich schon wieder versöhnt, so daß er Pat nicht mehr um ihre Vermittlung bitten mußte."

Der Kommissar legt jetzt die Fetzen eines Männerhemdes auf den Tisch. „Haben Sie eine Ahnung, wer solche Hemden zu tragen pflegt?" fragt er dabei.

Frau Birmingham betrachtet die Fetzen von allen Seiten, führt sie dicht an die Augen heran. „Ja", sagt sie schließlich. „Man kann hier noch sehr gut die Form des Kragens erkennen. Ich glaube, daß Cornelius Holbert, der Junge, der mit Patricia befreundet war, solche Hemden getragen hat."

„Wo kann ich Kathleen und diesen Milton Babich treffen?" fragt der Kommissar. „Die Adresse von Cornelius Holbert haben wir ja."

Frau Birmingham ist verlegen. Stockend erzählt sie von der heimlichen Hochzeit ihrer Tochter mit Milton Babich.

„Sehr seltsam", meint der Detektiv. „Na, wir werden die beiden schon finden."

Cornelius ist nicht zu Hause, als Kommissar Kraemer in der Wohnung seiner Mutter erscheint.



„Können Sie uns vielleicht zeigen, was für Hemden Ihr Sohn trägt?" fragt er.

„Gewiß", erwidert sie und führt ihn zu ihrem musterhaft ordentlichen Wäscheschrank. Der Detektiv nimmt ein weißes Hemd heraus und fragt: „Darf ich dieses Hemd mitnehmen?"

„Warum nicht?" erwidert Frau Holbert erstaunt. Sie hat keine Ahnung, warum die Polizei sich für die Hemden ihres Sohnes interessiert. Denn über Einzelheiten wie den Zementblock und das Stückchen Leinenstreifen von einem Hemd, mit dem Pats Füße zusammengebunden waren, hat die Polizei vorläufig nichts bekanntgegeben . . .

„Sie wissen nicht, wo Ihr Sohn sich augenblicklich befindet?" fragt Kraemer weiter.

„Er ist bei einem Schulfreund, aber ich weiß nicht bei wem", antwortet Frau Holbert. „Wollen Sie auf ihn warten? Er muß bald zu Hause sein."

„Ich werde warten", sagt der Beamte. Cornelius Holbert kommt wirklich bald nach Hause. Kraemer läßt sich von ihm genau berichten, was er am Nachmittag des 10. Februar gemacht hat.

„Du hast doch ein Rendezvous mit Pat Birmingham gehabt", sagt der Detektiv, „warum hast du's nicht eingehalten?"

Cornelius erklärt ihm, weshalb er Pat nicht treffen konnte. Er hat ein Alibi für den Nachmittag, an dem Pat verschwunden ist. Ein Alibi, das hieb- und stichfest ist . . .

Der Polizeiarzt Dr. L. J. Van Hecke hat inzwischen Pats Leiche seziert. Sein Bericht lautet: „Der Tod des Mädchens erfolgte kurz bevor sie in den Milwaukee River geworfen wurde. Verursacht wurde er durch zwei Schußwunden, die aus einem Revolver mit dem Kaliber 6,7 Millimeter abgefeuert worden sind. An Pat Birmingham wurde kein Sexualverbrechen begangen. Ihrem Tod ging kein Kampf voraus, da außer den zwei Schußlöchern kein Zeichen von Gewalt festzustellen ist."

Kommissar Kraemer läßt sämtliche Waffenhandlungen in Milwaukee und Umgebung daraufhin überprüfen, ob sie während der letzten Monate Revolver dieses Kalibers verkauft haben.

Alle männlichen Schulkameraden und Freunde Pats werden sorgfältigen und gründlichen Verhören unterzogen. Besonderes Gewicht wird darauf gelegt, herauszufinden, wer von ihnen Gelegenheit hatte, das Auto seiner Eltern zu benutzen. Denn die Mündung des Milwaukee River, in der Pats Leiche gefunden wurde, ist 15 Kilometer von dem Vorort West Allis entfernt.

Der Zementblock wird im technischen Institut der Universität analysiert. Die Polizei will feststellen, von welchem Neubau er stammt.

Zunächst ergibt sich keine verläßliche Spur.

Aber die Kriminalbeamten geben nicht auf. Sie gehen von Neubau zu Neubau und suchen weiter. Sie überprüfen auch Bauarbeiter, die unter Umständen die Tat begangen haben könnten.

*

Milton Babich und Kathleen, seine junge Frau, haben in einer Chikagoer Zeitung gelesen, daß Pats Leiche gefunden worden ist.

Milton sagt zu der vor Schreck und Entsetzen bleich gewordenen, zitternden Kathleen: „Wir müssen sofort nach Milwaukee zurück. Wir müssen der Polizei helfen, den Mörder zu finden."

Erst stimmt Kathleen zu, dann aber äußert sie Bedenken.

„Heute ist der Zwanzigste", sagt sie. „Wenn wir jetzt zurückkommen, können meine Eltern unsere Heirat für nichtig erklären lassen, weil ich noch nicht achtzehn bin. Besser, wir warten noch die elf Tage bis zum 31. März, meinem Geburtstag! Pat ist tot, Milt. Ihr kann keiner helfen. Und die Polizei wird ohne uns auskommen."

Sie überlegen hin und her. Beschließen endlich, nach Minneapolis in Minnesota zu fahren. Dort, das wissen sie, werden Arbeitskräfte benötigt. Milt will sich eine Stellung suchen, und sie wollen eine kleine Wohnung mieten. Dann können sie jederzeit mit der Bahn in wenigen Stunden nach Milwaukee fahren, wenn Kathleen erst einmal achtzehn sein wird.

Inzwischen hat sich in Milwaukee eine Zeugin gemeldet, die 19jährige Lucille Dentice.

Lucille, die im Laden ihres Vaters Verkäuferin ist, erklärt telefonisch, daß sie etwas Wichtiges über den Mordfall Pat Birmingham weiß.

Detektiv Frank Zajdel, ein sanft sprechender, freundlicher Mann, dem niemand auf den ersten Blick ansieht, daß er einer der schlauesten Kriminalbeamten Milwaukees ist, wird von Kraemer zu Lucille Dentice geschickt.

„Ich habe der Sache zuerst wenig Bedeutung beigemessen", sagt Lucille aus. „Jeder hat ja geglaubt, Pat Birmingham sei bloß von zu Hause durchgegangen. Aber jetzt scheint mir's wichtig. Ich habe Pat ein paar Minuten vor vier Uhr nachmittags an unserm Geschäft vorbeigehen sehen. An dem Tag, an dem sie verschwand. Und vorher, vielleicht drei Minuten früher, fuhr Milton Babich im Auto vorbei, in gleicher Richtung wie Pat. So um vier herum kam er wieder mit dem Auto zurück, fuhr in entgegengesetzter Richtung davon. Jemand saß mit ihm im Wagen. Das kann Pat gewesen sein. Aber das kann ich nicht beschwören."

„Interessant", meint Zajdel. „Warum haben Sie damals, als die Polizei das Verschwinden Pats untersuchte, niemand etwas davon erzählt?"

„Niemand?" sagt das hübsche Mädchen erstaunt. „Das stimmt nicht. Ich habe gleich zu Kathleen gesagt, daß ich Milton und auch ihre Schwester gesehen habe."



Ein schwerwiegendes Beweisstück Im Gerichtssaal führte der Polizeiarzt Van Hecke den Zementblock vor, den der Mörder an Patricias Beine gebunden hatte, bevor er sie in den Fluß warf. Wahrscheinlich wäre die Leiche nie gefunden worden, wenn nicht zufällig die Polizei an dieser Stelle im Fluß nach einer Selbstmörderin gesucht hätte . . .

Indizien!

Das ist sonderbar, denkt Zajdel. Er fragt: „Was für ein Auto war es denn, Fräulein Dentice?“

„Ein Dodge. Glauben Sie, ich kenne Miltons Auto nicht?“

Das Auto, das Fabian Babich gehört und das er selbst nie, wohl aber sein Sohn Milton oft benutzt hat, ist tatsächlich ein Dodge, wie Zajdel weiß. Er studiert die damaligen Aussagen von Milton und spricht dann lange mit Kommissar Sweeney vom Dezernat für vermißte Personen.

Sweeney hat damals die Untersuchung geführt und erinnert sich sehr genau an Milton Babich.

„Alle Auskünfte über ihn waren großartig“, sagt er. „Ein Musterstudent, von dem man auf der Universität große Stücke hält. Ernst, verläßlich, absolut glaubwürdig. Er war es auch, der, wenn ich mich recht erinnere, die Polizei vom Verschwinden Patricias verständigte. Von ihm stammte auch die Idee, sofort Fotos von Pat an die Zeitungen weiterzugeben, damit sie schnell gefunden würde. Er hat die Bilder zu den Redaktionen gebracht.“

„Sie haben selbst mit ihm gesprochen?“

„Ja. Er machte einen blendenden Eindruck auf mich. Warten Sie, ich habe irgendwo meine Notizen, nach denen ich meinen Bericht gemacht habe.“

„Wann haben Sie diese Verhöre mit Milton Babich abgehalten?“ fragt Zajdel.

„Das letzte Verhör mit Milton Babich fand am 15. Februar statt, fünf Tage nach dem Verschwinden Pats. Dann schlief ja die Sache ein.“

„Sonderbar ist nur“, sagt Zajdel, „daß ein so eifriger Student wie Milton sein Studium plötzlich aufgibt, um Kathleen zu heiraten. Und noch sonderbarer, daß die beiden gerade in der Zeit, so knapp nach dem Verschwinden Pats, deren Eltern allein lassen . . .“

„Die jungen Menschen von heute“, sagt Sweeney. „Wer versteht sie schon?“

„Ich will sie nicht verstehen“, sagt Zajdel, „ich will bloß draufkommen, ob sie die Wahrheit sprechen.“

Mit Kraemer zusammen besucht er die Birminghams noch einmal.

„Frau Birmingham“, sagt Kraemer, „wir halten es für notwendig, mit Ihrer Tochter Kathleen und Milton Babich zu sprechen. Geben Sie uns bitte die Adresse der beiden.“

„Ich hab' sie ja noch nicht“, beteuert Frau Birmingham wahrheitsgemäß. Sie zeigt dem Kriminalkommissar den Brief, den Kathleen zurückgelassen hat. Beide Beamten lesen ihn.

„Und Sie machen sich weiter keine Sorgen um die jungen Leute?“ fragt Zajdel und gibt ihr den Brief zurück.

„Nicht die geringsten“, sagt Frau Birmingham. „Da kennen Sie Milton Babich nicht. Das ist ein ganz patenter Bursche, kaum zwanzig Jahre alt, aber er hat das Auftreten und den Verstand eines reifen Mannes. Und unsere Tochter steht ebenfalls mit beiden Füßen auf der Erde. Die werden sich melden, wenn er eine Stellung hat und eine Wohnung, und das wird bald sein, wie ich ihn kenne.“

„Vielleicht nicht schnell genug für uns, Frau Birmingham“, sagt Kraemer. „Vergessen Sie nicht, daß wir den Mord an Ihrer Tochter Pat untersuchen. Die Aussagen der beiden sind ganz außerordentlich wichtig. Wenn Sie uns nicht freiwillig helfen, das junge Ehepaar nach Milwaukee zurückzubekommen, müssen wir einen Fahndungsbefehl ausgeben.“

„Das wollen wir nicht“, sagt Albert Birmingham, „und das dürfen Sie nicht. Lassen Sie die jungen Leute in Frieden. Wir haben auch mit den Eltern Miltons darüber gesprochen. Wir sind der Auffassung, die zwei sollten in Ruhe festen Fuß fassen. Daß sie ohne unsere Einwilligung geheiratet haben, haben wir ihnen bereits verziehen. Aus welchem Grund könnten Sie das junge Paar polizeilich suchen lassen?“

„Sehr einfach“, meint Kraemer, „Ihre Tochter war unmündig, als Milton Babich sie von zu Hause entführte. Daraus können wir ein Verbrechen konstruieren, Herr Birmingham, wenn wir wollen. Wo haben die beiden geheiratet?“

Die Eltern Kathleens haben keine Ahnung. Zajdel fragt: „Wo hat Milton am 10. Februar eigentlich mit Kathleen gesprochen, als er sich um 2 Uhr nachmittags mit ihr versöhnte? Zu Hause?“

„Nein, sie hat damals als Aushilfsverkäuferin einige Stunden am Tag gearbeitet. Milton kam zu ihrer Arbeitsstelle.“

Frau Birmingham gibt Namen und Adresse der Firma an. Dort bestätigt eine Kollegin, daß Milton am 10. Februar zwischen 2 und 2.30 Uhr nachmittags Kathleen besucht hat und diese dann sehr glücklich war. Gegen vier verließ sie die Arbeitsstelle, um nach Hause zu gehen.

Kraemer und Zajdel bitten die Eltern Miltons um einen Besuch im Polizeipräsidium. Frau Babich bestätigt, daß ihr Sohn Milton sie damals nachmittags zum Einkaufen gefahren hat.

„Von wann bis wann?“ fragt Kraemer.

„Von etwa 3 bis gegen 4 Uhr nachmittags“, antwortet sie. „Er hatte nicht viel Zeit. Er wollte auf die Universität.“

„Er muß doch damals schon gewußt haben, daß er mit Kathleen durchgehen wollte“, sagt Zajdel, „wie lange ist er denn auf die Universität gegangen?“

„Bis zum 16. März“, erwidert Frau Babich. „Der versäumte keinen Tag. Und er wird ja hoffentlich auch weiterstudieren, auch wenn er geheiratet hat und eine Stelle annimmt.“



Pitter vor dem Kadi

„Hohes Gericht, ich bin nur ein kleiner Mann aus dem Volke . . .“

Im nächsten Heft:

Das verräterische Hemd - Fast war es der perfekte Mord - Es sollte nur ein Scherz sein - Ein Grab verwilderte





Angst vor Schande

Mit dieser Reportage enthüllte die „NEUE Jllustrierte“ in der Nr. 48 die grausamen Ereignisse einer Stadt: die Überfälle auf deutsche Mädchen durch amerikanische Soldaten. Wie aktuell und besorgniserregend dieses Problem immer noch ist, beweisen erneut die Bilder dieser Seite.



Nichtsahnend springt die 16jährige Karin Steinhof aus dem Wasser in das Dickicht des Flußufers. Plötzlich treffen sie Schläge. Brutal wird das Mädchen von vier amerikanischen Soldaten überfallen und zu Boden gerissen. Das Erlebnis hat das lebenslustige junge Mädchen völlig zerbrochen (rechts).

Fast noch schlimmer als der Überfall ist die Gerichtsverhandlung. Mit beispielloser Härte wird Karin in ein Kreuzverhör ohne Erbarmen genommen. Dem Verteidiger sind alle Mittel recht, um seinen Landsleuten den Kopf zu retten, denn nach amerikanischem Gesetz steht auf ein Verbrechen dieser Art der Tod. Noch einmal muß Karin die einzelnen Stationen des Überfalls bis ins kleinste nacherleben. Dann bricht sie ohnmächtig zusammen.

Am Ufer wartete das Grauen



Aus einem geringfügigen Widerspruch und den kleinen unbedeutenden Leichtsinnigkeiten im Leben einer 16jährigen gelingt es dem Verteidiger, die Lauterkeit und Unbescholtenheit des Mädchens zu erschüttern. Obwohl die Täter zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt werden, bleibt auf Karin der Makel der Schande haften. Von den Mitbewohnern ihrer Stadt wird sie geschnitten. Man zeigt mit dem Finger auf sie und tuschelt über sie (rechts). Karin erträgt dieses Leben nicht und begeht Selbstmord. Diese erschütternden Bilder stammen aus einem Film, der sich eindringlich mit diesem Problem beschäftigt. Die Rolle der 16jährigen Karin spielt Christine Kaufmann, die des amerikanischen Strafverteidigers Kirk Douglas.



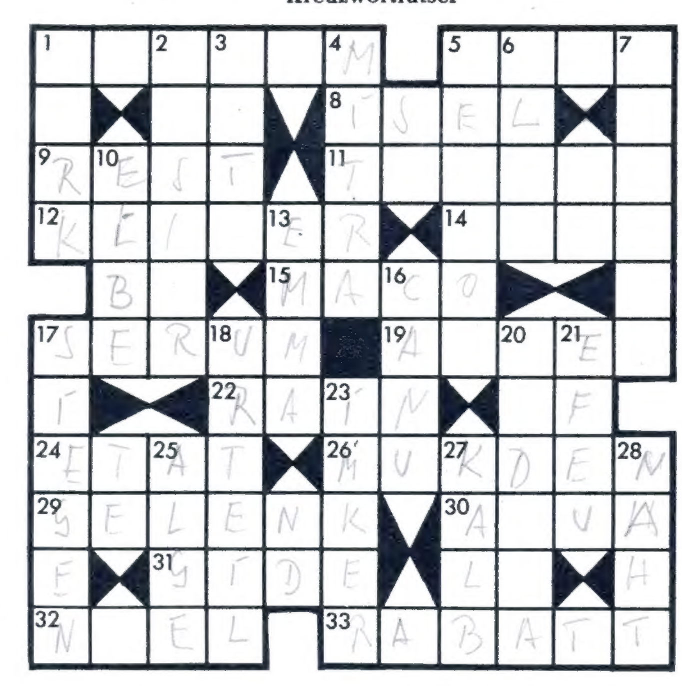
Sein Leben hing an einem Seil

Das waren die schrecklichsten Minuten im Leben des 21jährigen kanadischen Fallschirmspringers Georges van Roosmalen (links). Bei einem Übungssprung hatte sich die am Flugzeug befestigte Reißleine seines Fallschirms durch eine ungeschickte Körperdrehung um seinen rechten Oberarm gewickelt. Hilflos und bewegungsunfähig hing er unter der dahinjagenden Maschine. Seinem Ausbilder, Corporal Alfred Coxhall (oben rechts), stockte für einen Moment der Atem. Dann ließ er sich an der Leine herab (Zeichnung), zog das untere Ende mit dem Hilfsfallschirm aus dem Sack und befreite seinen Kameraden aus der tödlichen Schlinge. Wie ein Stein fiel Roosmalen nach unten. Doch dann knallte sein Schirm aus der Umhüllung. Als Coxhall sah, daß die Rettung gelungen war, ließ auch er sich fallen und zog seine Reißleine. Beide landeten gut auf der Erde.

Zeichnung: Ellgaard

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Schachzug, 5. Altägyptische Stadt, 8. Berg bei Innsbruck, 9. Überbleibsel, 11. Italienischer Adriahafen (c = k), 12. Musikinstrument, 14. Wortlaut, 15. Ägyptische Baumwolle, 17. Impfstoff, 19. Berg im Bayrischen Wald, 22. Feldgrenze, 24. Voranschlag, 26. Stadt in der Mandschurei, 29. Knochenverbindung, 30. Stadt in Äthiopien, 31. Französischer Dichter (✝ 1951), 32. Marschall Napoleons, 33. Preisnachlaß.

Senkrecht: 1. Stadt in Oberitalien, 2. Stadt in Jugoslawien, 3. Kurort in Südengland, 4. Papstkrone, 5. Kreisausschnitt, 6. Arzneipflanze, 7. Wuchs, Gestalt, 10. Nadelbaum, 13. Mädchenname, 16. Wasserfahrzeug, 17. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 18. Begutachtung, 20. Religionsgründer, 21. Schlingpflanze, 23. Bienenzüchter, 25. Wasserpflanze, 27. Junges Rind, 28. Näharbeit.

Silbenrätsel

a — ab — ay — be — boot — chas — chen — dar — de — der — di — di — dir — dro — er — fa — flau — ga — gar — gu — gus — han — han — i — i — in — is — ka — kas — lan — le — le — lem — les — lo — me — mu — ne — ne — nenz — no — nos — pel — ra — rie — ril — ru — ru — see — sel — sel — sis — stel — sti — te — te — ter — tha — trau — tur — u — u — um — un — veil — vel — ven — wa — zun.

Aus obigen Silben bilde man 26 Wörter, deren erste und vierte Buchstaben, jeweils von oben nach unten gelesen, einen Spruch von Leuthold ergeben.

Die Wörter bedeuten:

1. Frühlingsblume, 2. Männlicher Schwimmvogel, 3. Verfallenes Bauwerk, 4. Feuerschwamm, 5. Stadt in Persien, 6. Wagengestell, 7. Flugzeugschuppen, 8. Blütenstand, 9. Enthaltsamkeit, 10. Spezialwasserfahrzeug, 11. Windstille, 12. Afrikanisches Lasttier, 13. Hafenstadt in Marokko, 14. Kurzgeschichte, 15. Stadt an der Fulda, 16. Südamerikanischer Freistaat, 17. Abessinischer Herrschertitel, 18. Unkrautpflanze, 19. Lobgesang, 20. Waffenrock, 21. Strom in Hinterindien, 22. Spanischer Maler (✝ 1682), 23. Salatpflanze, 24. Altgriechischer Philosoph und Mathematiker, 25. Bestandsaufnahme, 26. Griechische Insel in der Ägäis.

*

Hoffnungsfroh

Die arme Ida tut mir leid —
Sie ist sehr krank gewesen;
In Mischwort weilt' sie läng're Zeit,
Dort völlig zu genesen.

Bunte Palette

In jedem Satz ist eine Farbe versteckt:

1. Beinahe wäre Erwin mit seinem neuen Segelboot verunglückt.
2. „Mädel, ich hab dich lieb!" raunte er ihr leise ins Ohr.
3. Ganz zum Schluß kam Vetter Otto, der den Zug verpaßt hatte.
4. Aus den Wiesengründen drang berauschender Heuduft zu uns empor.
5. Erst nachdem sich Elli langsam von dem Schreck erholt hatte, konnten wir ihr den Hergang genau schildern.
6. Ernst gab eigene Lieder zum besten, die sehr gefielen.
7. Die Verpflegung hätte besser sein können; das Fleisch war zu hart, und die Suppe war versalzen.
8. Erst als das Pferd eine Strecke im Trab laufen sollte, erkannte man seine Mängel.

*

Drei Flüsse

1. Helm, 2. Berg, 3. Bad, 4. Sen, 5. Schach, 6. Ada, 7. Auen, 8. Bart, 9. Ente, 10. Sender, 11. Erie, 12. Erich, 13. Sekt, 14. Rat, 15 Kur.

Vor jedes der obigen Wörter ist eins der folgenden Wortteile zu setzen, so daß sinngemäße Wörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen einen deutschen Fluß, dessen Nebenfluß und wiederum dessen Nebenfluß.

arm — eil — eis — emm — ent — epi — in — lau — lit — lott — nit — rei — ror — sind — wil.

Auflösungen aus Nr. 1

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Klarinette, 7. Sir, 10. Riva, 11. Aloe, 12. Made, 13. Ode, 14. Fuad, 15. Talon, 16. Wien, 17. Krim, 18. Dorn, 19. Maas, 21. Bern, 22. Laub, 23. Fee, 24. Haut, 25. Laib, 26. Leer, 27. Alt, 28. Leid, 29. Wels, 30. Rede, 31. Sand, 33. Pisa, 34. Gera, 36. Eloge, 38. Aare, 39. Ruf, 40. Reni, 41. Zulu, 42. Pate, 43. Ney, 44. Salamander. — Senkrecht: 1. Krone, 2. Lido, 3. Ave, 4. Nauen, 5. Elan, 6. Tod, 7. Salm, 8. Ido, 9. Rentier, 12. Mais, 14. Firn, 15. Trab, 16. Wort, 17. Kaub, 18. Deut, 19. Maid, 20. Rees, 21. Bali, 22. Laie, 23. Feld, 24. Haltern, 25. Leda, 26. Lena, 28. Lese, 29. Ware, 30. Rigi, 31. Serum, 32. Küfer, 33. Pony, 34. Gala, 35. Rute, 37. Lee, 38. Aul, 39. Rad. — **Neujahrs-Silbenrätsel:** 1. Zander, 2. Undine, 3. Meile, 4. Niedersachsen, 5. Ewer, 6. Utrillo, 7. Eldorado, 8. Nierstein, 9. Juwelier, 10. Alibi; 11. Harmonie, 12. Radolfzell, 13. Einhard, 14. Ironie, 15. Nachtigal, 16. Nahum, 17. Edikt, 18. Ulme, 19. Emmerich, 20. Skeleton, 21. Hormon, 22. Organdy, 23. Fermate, 24. Frühling, 25. Einakter = Zum neuen Jahr ein neues Hoffen / Die Erde wird noch immer grün. — **Wie heißen die Männer:** 1. Eberhard, 2. Leonhard, 3. Reginald, 4. Dagobert, 5. Richard, 6. Albert. — **Die Besuchskarte:** Tischlermeister.

Die NEUE Jllustrierte, eine aktuelle politische Bilderzeitung, erscheint jeden Dienstag. Herausgeber: Neuer Verlag (alleiniger Inhaber Gustav Blankenagel); Bildredaktion (einschl. Prisma und Geschichten von Heute): Harald Lechenperg (verantwortlich), Alfred Woldt, Hans Krupp, Wolfgang Sorsche, Paul Karalus, Heinz Sklorz; Textredaktion (einschl. Fotos und Illustrationen im Textteil): Paul Baumgarten (verantwortlich), Ludwig Degelmann, Heinrich Oberst, Dr. Werner Fach, Joachim Murat. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Burghardt. — Anschrift: Neuer Verlag, Köln, Breite Straße 70; Ruf 23 36 66/67; Postscheckkonto: Köln 1547 30; Bankkonten: Dresdner Bank A. G., Köln, Deutsche Bank A. G., Köln, Kreissparkasse Köln. — Druck: M. DuMont Schauberg, Pressehaus Köln. — Bestellungen nimmt jede Postanstalt entgegen. Der monatliche Bezugspreis beträgt 2,11 DM zuzüglich —,09 DM Zustellgebühren. — In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Alfred Meyer-Oertel, Altmünster am Traunsee, Eck 77. — Die NEUE Jllustrierte darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — Printed in Germany.

Auslandspreise: Afrika sh 1/6; Australien austr. sh 2/—; Belgien frs. 7.—; Canada can. c 25; Dänemark kr. 1.25; England sh 1/3; Finnland Fmk 70; Frankreich NF 0.70; Holland cts 60; Italien Lire 100; Luxemburg frs. 7.-; Norwegen kr. 1.25; Österreich S. 4.-; Portugal Esc. 5.50; Schweden Kr. 0.90 inkl. oms.; Schweiz Rp. 60; Südamerika US-c 20; USA US-c 25.



Kopfschüttelnd steht Mister Frost am Straßenrand. Er kann es immer noch nicht fassen: Sein Sohn, der zu ewigem Siechtum verdammt schien, kann Radfahren und Fußballspielen . . .



Fünf Operationen in fünf Jahren...

Das waren nur die äußeren Stationen im Leidensweg des 15jährigen kindergelähmten Kevin Frost. Als er zwei Jahre alt war, überfiel ihn die tückische Krankheit. Das Martyrium begann. 25 Monate lang lag Kevin zwischen Leben und Tod unter der Eisernen Lunge. Fünfmal versuchten die Ärzte, ihm operativ zu helfen. Umsonst! „Sagen Sie mir, was ich tun kann", flehte die Mutter des Jungen den Arzt an. „Ich würde mein Leben dafür geben, wenn er nicht mehr leiden muß." Der Arzt zögerte mit der Antwort. Dann sagte er: „Das einzige, was Ihrem Jungen noch helfen kann, ist eine Knochenübertragung. Kennen Sie einen Menschen, der bereit ist, ein Jahr lang unter Schmerzen auf den Gebrauch seiner Beine zu verzichten?" Frau Frost zögerte keine Sekunde. Sie ließ sich aus beiden Schienbeinen Knochenteile entnehmen, die in das Rückgrat ihres Jungen eingefügt wurden. Die Operation war ein voller Erfolg. Kevin wurde gesund. Zum erstenmal in seinem Leben konnte er selbst zur Schule gehen. Inzwischen kann sich auch die Mutter wieder mühsam fortbewegen. Täglich humpelt sie zur Bushaltestelle und fährt an ihren Arbeitsplatz. „Mein Opfer hat sich gelohnt", sagte sie lächelnd (oben zusammen mit Kevin). „Mein Junge kann wieder laufen."

Das Opfer einer Mutter

GESCHICHTEN VON HEUTE



„Der Bauherr hat nichts gegeben", stand auf einem Schild, und an einem Galgen hing eine Puppe. Enttäuscht demonstrierten die Bauarbeiter, als das Autobahnteilstück Köln—Aachen eröffnet wurde und die Autokolonne mit führenden Persönlichkeiten die Strecke befuhr.

Ein Bäckermeister, dessen Backstube in der Nähe des Klingelpütz, des Gefängnisses der Stadt Köln, liegt, eilte vor kurzem frühmorgens im Pyjama zu seiner Backstube, um den Backofen anzuheizen. Sein Geselle, auch auf dem Wege zur Arbeit, sah den Mann mit den gestreiften Kleidern vor sich hergehen und glaubte, einen entsprungenen Gefangenen vor sich zu haben. Beherzt verfolgte er den vermeintlichen Ausbrecher. Er erkannte seinen Meister erst, als dieser sich wehrte.

Bei dichtem Schneetreiben rammte auf einem unbeschrankten Bahnübergang bei Lägerdorf/Holstein eine Lokomotive den Wagen eines Elektrikers aus Ölixdorf bei Itzehoe. Der Lokführer merkte nichts von dem Zusammenprall. Während das Auto von der schweren Diesel-Lok über die Schienen geschoben wurde, riß der Fahrer das Schiebedach auf und schwang sich auf die Lokomotive. Er blieb unverletzt. Das Auto wurde vollkommen zertrümmert.

Als Schiffsjunge ließ sich vor kurzem der 51 Jahre alte Hofbesitzer Andreas Johansen aus Schelbeck/Nordschleswig auf dem 330 Tonnen großen dänischen Motorschiff Marla anheuern. Das Fernweh hatte den Bauer gepackt. Auf dem Dorf sei es ihm zu einsam, sagte er, und er wolle noch etwas von der Welt sehen. Seine Frau und seine Tochter müssen inzwischen das Vieh versorgen. Sie hoffen, daß der bejahrte Schiffsjunge, wenn er das erstemal Heimaturlaub bekommt, für immer von seiner Reisesehnsucht geheilt ist.

Als in Brossard (England) der 28jährige Versicherungskaufmann Joe Bald bei einem Ehekrach am Mittagstisch die Suppenschüssel durch das offene Fenster auf die Straße warf, fiel sie in den großen Schornstein einer Dampfwalze, die vorüberrollte, und verklemmte sich so darin, daß der Schornstein abmontiert werden mußte. Die Kosten mußte der zornige Ehemann bezahlen.

In Köln-Deutz entdeckten Polizisten einen 52jährigen Seemann aus Bremerhaven, der bei Kerzenschein in einer Kirche am Rhein nach einem Schatz suchte. In einem alten Buch hatte er vor Jahren die Geschichte des Räuberhauptmanns Schinderhannes gelesen, der — wie berichtet wurde — in einem Tunnel unter dem Rhein einen Goldschatz verbarg. Der Zugang zu diesem Tunnel sollte in der alten St.-Heribert-Kirche in Deutz liegen. Der Schatzsucher, der schon über einen Meter tief den Boden aufgegraben hatte, mußte unverrichteterdinge nach Bremerhaven zurückfahren.

Aus einem Wald bei Minden/Westfalen wollten englische Soldaten sich Weihnachtsbäumchen holen. Sie wurden aber von einem Förster beobachtet. Um sie zu stellen, zog der Weidmann den Rock aus und näherte sich, getarnt als Spaziergänger, den Soldaten. Als sie ihn nach dem Weg fragten, wies er sie in eine Schneise, wo sie steckenblieben. Jetzt erschien zum zweitenmal der Förster in voller Uniform. Auf dem Fahrzeug aber war kein Weihnachtsbäumchen mehr zu sehen. Nur am Rand der Schneise „wuchsen" eine Reihe Fichten, die vorher noch nicht dagewesen waren. Die Engländer hatten sie schnell in die Erde gesteckt.

In einem unbewachten Augenblick warf das 18 Monate alte Söhnchen einer Lehrerfamilie in Oxford Geldscheine im Werte von fast 300 DM in das offene Kaminfeuer. Die Mutter versuchte am Wochenende den Verlust dadurch auszugleichen, daß sie zum ersten Male im Fußballtoto mitspielte. Sie ließ das Kind mit einem Buntstift die Spiele ankreuzen. Der Erfolg war verblüffend. Die Familie gewann über 43 000 Pfund (etwa 450 000 DM).

Ein Kaufmann aus Hannover, der nach Paris wollte, mußte kurz vor der deutsch-belgischen Grenze zu seinem Schrecken feststellen, daß er Paß und Personalausweis vergessen hatte. Er blieb auf gut Glück im Zuge sitzen, und als die Paßkontrolle kam, erzählte er, was ihm passiert war. Die deutschen Beamten ließen ihn unbehelligt weiterfahren. Auch die Belgier machten keine Einwände. Schließlich ließen ihn auch die Franzosen durch. Da die deutsche Botschaft in Paris, die ihm einen provisorischen Ausweis hätte ausstellen können, an diesen Tagen geschlossen war, setzte er sich wieder in den Zug und gelangte auch diesmal ohne Schwierigkeiten nach Deutschland zurück.

Vor dem Schnellrichter in New York stand wegen Überschreitung der Geschwindigkeit ein Kraftfahrer der Stadtverwaltung. Er erklärte, er sei unterwegs gewesen, um neue Tafeln mit der Geschwindigkeitsbegrenzung am Rande der Autobahn aufzustellen.



Schuhputzer, Student und Millionenerbe ist der 23jährige Carlos Don Calanques aus Venezuela, der sich seit drei Jahren in Europa aufhält, um eine Testamentsklausel zu erfüllen. Die Bedingung, mit der sein Onkel, ein reicher südamerikanischer Reeder, ihn bedachte, fordert von ihm: vier Semester Rechtswissenschaften in Italien zu studieren, ein Jahr als Kellner in der Schweiz zu leben und zwei Monate in Deutschland als Schuhputzer zu arbeiten. Carlos hat die ersten beiden Bedingungen bereits erfüllt. Jetzt kam er nach Köln, um Schuhe zu putzen. Carlos erleichtert sich die Arbeit mit Hilfe eines der modernsten elektrischen Schuhputzapparate, da im Testament keine Vorschriften über das Werkzeug stehen.

Die Überraschung von Palm Beach

Damit hatte der Chef einer deutschen Bademoden-Firma nicht gerechnet. Eigentlich wollte er nur seine neuen Modelle in Amerika fotografieren lassen. Er packte seine Kollektion in ein Flugzeug, flog über den großen Teich und ließ amerikanische Mannequins am warmen Strand von Florida in die Anzüge — Made in Germany — schlüpfen. Doch sein Einfall wurde am Strand der Millionäre, Palm Beach/Florida, zu einer modischen Sensation. Wo immer sich die hübschen Girls zeigten, wurden sie von einem verwöhnten Publikum bewundert und bestaunt. Besonders diese beiden Modelle eroberten sich die Herzen der Amerikanerinnen. Links: ein Strandanzug mit dreiviertellangem Bein und einem effektvollen Piratengürtel. Rechts: ein Schwimmanzug aus wertvollem Helanca-Material. Sein besonderer Pfiff: das Münzenmuster und der freche Hut aus gleichem Material zum Schutz gegen die heiße Sonne des Sommers.

Modelle: Benger Ribana

Entdecken Sie wieder richtigen Tabakgeschmack: Rauchen Sie OVERSTOLZ

Sie schmecken sofort den Unterschied. Nichts steht zwischen Ihnen und dem vollen, reinen Tabakgeschmack der OVERSTOLZ.

Wenn Sie Ihre nächste Packung Zigaretten kaufen – nehmen Sie mal die OVERSTOLZ.

Zünden Sie sich eine an, ziehen Sie den Rauch genußvoll ein, und achten Sie dabei auf den Geschmack.

Ist es nicht der volle, reine Tabakgeschmack, der das Rauchen zum Genuß macht?

Reifer Tabak
Ohne Filter

$8\frac{1}{3}$ Pf



OVERSTOLZ - IM GESCHMACK LIEGT IHR GENUSS